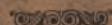


Deutschlands Weltmachtstellung und die Heidenmission.

Studie von Prof. Dr. theol. Herm. Ditscheid,
Religionslehrer in Coblenz.



Veröffentlicht zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-
-: Jubiläum Kaiser Wilhelm ... 15. Juni 1913. -:



Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Kardinals und
Fürstbischofs Kopp.



Breslau 1913.

Verlag von G. P. Uderholz' Buchhandlung.

Deutschlands Weltmachtstellung und die Heidenmission.

Studie

von

Prof. Dr. theol. Herm. Ditscheid,
Religionslehrer in Coblenz.

Veröffentlicht zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-
Jubiläum Kaiser Wilhelms II. am 15. Juni 1913.

Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Kardinals und Fürstbischofs Kopp.



Miss II 5

Breslau 1913.

Verlag von G. P. Aderholz' Buchhandlung.



7812 s

266

Imprimatur.

Breslau, 2. Mai 1913.

Der Fürstbischof

G. Kard. Köpp.

G. K. 4998.

ZBIORY ŚLĄSKIE

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Aufruf zur Sammlung der Nationalspende zum Kaiserjubiläum	5
1. Kapitel. Heidenmission und Deutschtum	7
2. " Das Verhältnis der Konfessionen in Deutschland	22
3. " Mission und Kolonisation	34
4. " Die Heidenmission der Gegenwart ver- glichen mit der Bekehrung der Welt in den ersten christlichen Jahrhunderten	38
5. " Deutschlands Leistung auf dem Gebiete der Heidenmission, besonders in Afrika	58
6. Schluß	62



Nationalspende zum Kaiserjubiläum

für die

christlichen Missionen in unseren Kolonien und Schutzgebieten.

Unter dem Protektorat Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten des Herzogtums Braunschweig, Präsidenten der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Das Regierungsjubiläum unseres Kaisers steht bevor. Auf ihn blickt in Verehrung und Dankbarkeit das Deutsche Volk und es sucht einen Weg, diese Gefühle zum Ausdruck zu bringen.

Die 25 Jahre seiner Regierung sind eine Zeit großen nationalen Aufschwungs auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete gewesen. Das Deutsche Reich hat nicht nur unter den Völkern Europas seine Großmachtstellung behauptet, es hat sich eine Weltmachtstellung und entscheidenden Anteil an den Aufgaben der Weltpolitik errungen, es hat seine Kolonien ausgebaut und in Blüte gebracht.

Deutsches Wesen und Deutsche Kultur sind die stärksten Träger von Deutschlands Macht in fernen Weltteilen, sind ihre Grundfesten in den eigenen Schutzgebieten.

Zu den wirksamsten Pionieren Deutscher Gesittung in den Schutzgebieten gehören die christlichen Missionen.

Das ganze Deutsche Volk hat die Pflicht, das nationale und menschenfreundliche Kulturwerk der christlichen Missionen in den Schutzgebieten anzuerkennen und zu fördern. Andere

Kolonialstaaten haben das für sich längst erkannt und bringen unabhängig von politischer Überzeugung und vom Glaubens- und Bekenntnisstand des Einzelnen aus nationalen Gründen für ihre Missionen reiche Opfer. Daran fehlt es noch bei uns.

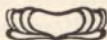
Das Regierungsjubiläum des Kaisers fordert dazu auf, diese Lücke in der Erfüllung unserer nationalen Pflicht zu schließen und den unter Geldmangel leidenden Missionen in unseren Kolonien wirksam zu helfen.

So haben sich Vertreter beider Konfessionen in dem Gedanken gefunden, den Ehrentag des Kaisers durch eine, wie wir wissen, ihm willkommene Spende für ihre Missionen in den Deutschen Schutzgebieten zu feiern.

Der Herr Reichskanzler und die Herren Staatssekretäre des Reichsmarineamts und des Reichskolonialamts haben die Förderung dieses Unternehmens zugesagt.

Das Wirken unserer katholischen Missionen zur Verbreitung des heiligen Glaubens ist bisher von der nachhaltigen und tiefgehenden Begeisterung der deutschen Katholiken getragen worden. Diese Begeisterung hat durch Spenden des katholischen Volkes unseren Missionen die Mittel geboten zu erfreulichem Aufschwung. Große Aufgaben aber mußten noch ungelöst bleiben.

Das Regierungsjubiläum des Kaisers bietet uns die Gelegenheit, durch eine Spende unseren Missionen zu helfen und damit zugleich ein nationales Interesse zu fördern. Möge auch jetzt die Opferwilligkeit sich bewähren und der Größe des Bedürfnisses wie dem hohen Zwecke entsprechen.





1. Kapitel.

Heidenmission und Deutschtum.

Adveniat regnum tuum. Dein Reich komme zu uns! So beten wir täglich. Namentlich jetzt sollten diese Worte nicht aus unserem Munde, nicht aus unserem Herzen kommen, jetzt, da man sich, soweit die „deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“, zur Sammlung einer großen Nationalspende anschießt, die ein Ausdruck der Verehrung des gesamten deutschen Volkes für seinen Kaiser bei dessen fünfundzwanzigjährigem Regierungsjubiläum sein soll. Man ist von dem schönen Gedanken ausgegangen, daß jenes erhabene Fest der friedlichen Regierung unseres Herrschers nicht besser als durch Förderung eines erstklassigen Friedenswerkes gefeiert werden könne. Es handelt sich um ein ideales Unternehmen, das eine große Nation, geeint unter dem Zeichen des Weltheilandes, aufruft zu einer Tat, die über die Grenze des heimischen Landes hinausweist in ein neues größeres Jungdeutschland, das jenseits der Meere unter dem Schutze der hochgebildeten und starken Germania aufblüht.

Wir haben wahrlich Grund genug, das Jubiläum mit Begeisterung zu feiern. Wunderbare Fügung der Vorsehung! Während die ehemals hochverdienten erstgeborenen Töchter der Kirche leider die Träger der großartigsten christlichen Idee bekämpfen, reichen sich bei uns Vertreter beider Bekenntnisse die Bruderhand zu einem Werke, das sowohl im

Herzen unseres ritterlichen Kaisers selbst, als auch in den Reihen des deutschen Volkes ein freudiges Echo findet, zu einem religiösen und kulturellen Werke zugleich, das für Kirche und Staat ein Segen ist.

Was verdanken wir Wilhelm II.?

25 Jahre sind ins Land gegangen, seitdem der dritte Hohenzollernkaiser des Reiches Geschichte mit Weisheit und starker Hand in Tagen des Sturmes wie des Sonnenscheines leitet. Wenn wir den Stimmen in der weiten Welt lauschen, so hören wir mit Achtung, ja mit Bewunderung von ihm reden. Der gewaltigen Entfaltung deutscher Kraft, deutschen Fleißes, deutscher Intelligenz drückt er als hervorragendste Persönlichkeit der Zeit seine geistvollen, edlen, ritterlichen und tatkräftigen Züge auf. Dabei hat er nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er, treu dem Gelöbnis erlauchter Ahnen, sich im Herrscherberufe vom Willen des Allerhöchsten wolle leiten lassen und sich ihm gegenüber verantwortlich fühle.

Was ist Deutschland unter Wilhelm II. geworden?

Er hat es selbst aussprechen können: „Aus dem deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden; überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute, deutsche Güter, deutsches Wissen und deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach tausenden Millionen beziffern sich die Werte, welche Deutschland auf der See zu fahren hat. An alle tritt die ernste Pflicht heran, zu helfen, dieses größere deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern.

Und so ist es in der Tat. Auf ernste, schwere Jahre der Kriege und Siege Wilhelms I., seiner großen Generale und seines Eisernen Kanzlers folgte eine 42jährige Ära des

Friedens, die Deutschland unerwartet schnell den steilen Weg zur Größe emporsteigen ließ. Freilich hat unser Vaterland etwa 16 Milliarden Schulden. Jedoch auch andere Staaten haben verhältnismäßig ähnlich hohe Schulden, ja zum Teil noch viel höhere. Das Nationalvermögen Deutschlands aber ist unter der Regierung Wilhelms II. ungeheuer gewachsen. Sein Einkommen nimmt jährlich um mehr als 200 Millionen zu. Wir besitzen bereits die zweite Handelsflotte der Welt. Unser Außenhandel mit 18 Milliarden Mark steht ebenfalls an zweiter Stelle. Er umfaßt ein Sechstel des ganzen Welt Handels. In mancher Beziehung haben wir die übrigen Staaten überflügelt. Unser Landheer gilt als das tüchtigste der Welt; unsere Kriegsflotte gebietet Achtung. Das deutsche Hamburg ist der bedeutendste Kontinentalhafen Europas, seine Handelsbedeutung größer als die der gesamten Niederlande, Ruhrort der größte Binnenhafen Europas. In der Steinkohlengewinnung steht Deutschland an dritter, in der Eisengewinnung an zweiter, in der Papierfabrikation, im Buchdruck, in der Kaligewinnung, überhaupt in der chemischen Industrie an erster Stelle; Riesenunternehmungen, wie Krupp in Essen für Geschützfabrikation und Panzerplatten, Siemens und Halske in Berlin für elektrotechnische Anlagen arbeiten für die ganze Welt. Die zwei größten Seedampferlinien der Erde sind deutsch: Der Norddeutsche Lloyd, die Hamburg-Amerika-Linie. Die Preußisch-Hessische Staatseisenbahn gilt als die größte Firma auf dem Erdkreise.

Blühende Nationalkultur aber gebiert die Weltkultur, wozu auch die Pflege der Kolonisation gehört. Wenn Heine singt: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebb' und Flut“, so charakterisiert er damit zwei Elemente des deutschen Wesens. Die Ruhe und die Bewegung, das Festhalten am Alten, z. B. an der heimischen Art, und den Trieb zum Hinausgehen in die weite

Welt, den Trieb zur Weltpolitik und Kolonisation. Der Wandertrieb ist im Grunde genommen Latendrang. Vor nichts hatte der mittelalterliche Ritter mehr Furcht, als vor dem „Verfligen“, dem Nichtstun, wodurch Heldenkraft und Heldentugend erlahmten. „Dem Wandersmann gehört die Welt“ sagt Rückert. Die Geschichte zeigt, daß das Wandern der Völker ein Zeichen von Kraft bedeutet, daß freilich auch hinsichtlich des Zieles oft gefehlt und infolgedessen unendlich viel Volkskraft vergeudet worden ist. Die Geschichte lehrt, daß es in dieser Hinsicht nur einen gangbaren Weg gibt: Welthandel und Kolonisation unter unbedingtem Festhalten an der alten Heimat, unter beständigem Zurückgreifen in diese. Daß es gefährlich ist, andere Wege zu gehen, dafür liefert die Geschichte warnende Beispiele, das furchtbarste die Völkerwanderung. Diejenigen germanischen Volksstämme, welche im großen und ganzen an ihrer alten Heimat festhielten, bestehen bis auf den heutigen Tag und haben in ihrem Zusammenschluß jahrhundertlang die Geschichte Europas geleitet. Jene Völker dagegen, die zur Zeit der weltgeschichtlichen Bewegung aus ihrer ursprünglichen Heimat nach dem sonnigen Süden auswanderten und den Zusammenhang mit dem Mutterlande verloren, sind untergegangen, so die Goten, Alanen, Vandalen, Gepiden, Rugier und Langobarden.

Das Beachten des richtigen Mittelweges zwischen Festhalten an der alten Heimat und Wandertrieb, zwischen intensiver Pflege der heimischen Kultur und dem Streben nach Weltpolitik, auf richtige Ziele hingelenkt und angemessen betrieben, ist geeignet, einen gewaltigen Aufschwung des nationalen Lebens herbeizuführen. Das zeigt die Geschichte der Phönizier, der ältesten und größten Kolonisatoren der Weltgeschichte; das lehrt die Geschichte der Griechen und der Römer im Altertum, die Geschichte der Portugiesen

und der Spanier im Zeitalter der Entdeckungen, sowie die Kolonial-Geschichte der Niederländer, die, um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts von einem Mutterlande mit kaum drei Millionen Einwohnern ausgehend, eine große Seemacht wurden. Das zeigt am glänzendsten die Geschichte Englands, das nach der Entdeckung Amerikas in den Mittelpunkt des Weltverkehrs trat, seit der Zeit einer Elisabeth seine neue Stellung zielbewußt erfaßte, den romanischen Ländern ihren überseeischen Besitz und ihre Handelsbeziehungen entriß, und sich nach und nach zur ersten Handels- und Kolonialmacht der Welt emporzuschwang.

Und die Deutschen? Das alte heilige römische Reich deutscher Nation war zeitweilig ein gewaltiges Weltreich, das z. B. mit seiner Hanse Weltpolitik trieb, nationale Güter und Errungenschaften unter den Völkern des weiten Erdkreises austauschte. Aber im Zeitalter der großen Entdeckungen, als die Welt aufgeteilt wurde, lag Germania in unglückseligen religiösen Kämpfen. Namentlich der dreißigjährige Bruderkrieg wurde ihm verhängnisvoll. Er verwandelte das blühende Land in eine öde Wüste, machte es handelspolitisch von Holland und England abhängig.

Lange waren die Deutschen bekannt als das Volk der „Denker und Dichter“. Auch darauf wollen wir stolz sein. In die neue Weltpolitik traten wir erst spät ein, aber nicht zu spät. Und wir kamen mit Macht. Zur Weltpolitik gehört auch, wie schon oben gesagt, die Kolonialpolitik.

„Wir haben Kolonien.“ Achselzuckend oder zweifelnd nahm noch vor kurzem die große Masse des deutschen Volkes von dieser wichtigen Tatsache Kenntnis. Es folgten schwere Lehrjahre in der Kolonisierung, eine Zeit der Enttäuschung und der Ärgernisse. Jedoch ganz anders heute. Immer mehr beginnt die Kolonialidee Nationalgut des gesamten Volkes zu werden. Ein frischer Zug der Begeisterung für

gesunde Kolonialpolitik geht durch die deutschen Lande. Man weiß jetzt die wirtschaftliche, nationale, humanitäre und religiöse Bedeutung der Kolonien zu schätzen. Jeder echte Deutsche empfindet es: um unveräußerliches Gut, das des Schweißes der Edlen wert ist, um ein vielverheißendes „Jungdeutschland“ handelt es sich. In drei Weltteilen an den großen Meeren gelegen, umfaßt dieses etwa 3 Millionen qkm, übertrifft also das Mutterland um das Fünffache an Bodensfläche. An Bevölkerung steht es diesem weit nach. Deutschland zählt etwa 65 Millionen, seine Kolonien nur 15 — 16 Millionen Einwohner, darunter vielleicht 17000 eingewanderte Deutsche und 6000 Angehörige anderer Nationen. Der Außenhandel unserer überseeischen Besitzungen betrug schon im Jahre 1911 etwa 380 Millionen, fürwahr ein wichtiger Wertfaktor in der wirtschaftlichen Entwicklung und in der machtvollen Weltstellung Deutschlands.

Das alles nun, Weltpolitik und Kolonisation, kann und soll zugleich der Religion zugute kommen. Der emporragende Granitfels, der jede richtige Politik und wahre Kultur trägt, ist eben Christus, „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Der Weltkulturaufgabe entspricht die Pflicht der Weltmission, welche die Kirche zu allen Zeiten betätigt hat. Menschlich gesprochen ist Weltpolitik ein „freier Tummelplatz der selbstsüchtigsten Interessen“; aber über diesen Interessen waltet die Hand des weltregierenden Gottes, dessen Triumph es ist, sie seinen höheren Plänen dienstbar zu machen, daß sie unwissentlich und unwillentlich auch der Ausbreitung des Christentums Wege bahnen müssen. Das ist, sozusagen, der „Missionsbeitrag der Weltpolitik“ (Warneck).

Es ist hier ein sehr wichtiger Punkt zu behandeln, über den man noch wenig geschrieben hat. Die katholische Kirche, überhaupt die Religion, ist international.

Sie überschreitet die Schranken einzelner Völker, Rassen und Länder. Die Kirche nimmt selbst im Raume an der Größe ihres göttlichen Stifters teil. Die Sonne grüßt sie beim Aufsteigen aus dem Gemach der rosenfingrigen Morgenröte zuerst von allen irdischen Wesen. Und dieselbe Sonne blickt am Mittag hernieder und ruft: Siehe, auch da ist die Kirche. Und wenn die Abendsonne zur Küste geht, verweilt sie am längsten auf ihren erhabenen Türmen und sendet ihren Altären den letzten Gruß. So ist die Kirche großartig in ihrer Allgemeinheit. Dabei kann sie aber doch die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen durchaus berücksichtigen. So berechtigt das Dasein einzelner Persönlichkeiten mit besonderem Charakter ist, so berechtigt dürfte auch der nationale Unterschied zwischen einzelnen Völkern sein. Die menschliche Gesellschaft ist ebenso schön in ihrer Mannigfaltigkeit, wie in ihrer Einheit. Beides, Einheit und Verschiedenheit, soll sie wahren und fördern. Das hat auch die Kirche, die himmlische Mutter der Völker, zu allen Zeiten erkannt. Sie handelt nach dem Grundsatz: „In notwendigen Dingen Einheit, in zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe“. Den Orientalen ist sie weit entgegengekommen bezüglich ihrer nationalen Eigentümlichkeiten (Ritus, Sprache, Priester-ehe); den Kalixtinern hat sie das Abendmahl unter beiden Gestalten gestattet. In der Fast- und Abstinenzordnung läßt sie den verschiedenen Ländern, sogar den einzelnen Bistümern, Freiheit. Bezüglich des Kirchenliedes in der Nationalsprache macht sie ebenfalls weitgehende Zugeständnisse. Welchen Wert z. B. das deutsche Kirchenlied und die deutsche „Andacht“ (nach den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres) für unser Volk hat, das wird man sich erst recht bewußt, wenn man öfters im Auslande Beobachtungen macht. Es wäre sehr zu bedauern, wenn jene alten kräftigen Lieder in Vergessenheit gerieten, welche unsere deutschen Vorfahren an den großen Festen oder

in des Lebens Drangsal, zur Zeit der Pest, des Krieges oder auch in Tagen der Freude gesungen haben und die heute noch zum Teil durch das „Kyrie eleison“ auch in unseren Gesangbüchern erkennbar sind. Man hüte sich aber ja davor, in allem das eigene Vaterland als Vorbild darzustellen. Andere Länder haben wieder „ihre“ Eigenheiten, die auch im religiösen Leben zu berücksichtigen sind. Die Freiheit, welche wir für unsere Verhältnisse beanspruchen, müssen wir auch anderen zugestehen. Dabei läßt sich ein vernünftiges, gesundes Zusammenleben und Zusammenwirken nur auf Grund wechselseitiger Achtung und Schonung durchführen. Auch in der Heidenmission wird der nationale Einschlag nicht ganz schwinden. So ist es z. B. in Spanien, Portugal, Frankreich, Holland und England gewesen. Da hat sich das Missionswesen vielfach zunächst an die überseeischen nationalen Beziehungen, namentlich an die Kolonisation von seiten des Mutterlandes, angeschlossen und damit auch eine nicht zu unterschätzende religiös-nationale Begeisterung und Opferwilligkeit ausgelöst. Und wie ging es in Deutschland? Deutsches Leben und Streben, deutsche Geistes- und Gemütsart, deutsche Wissenschaft und Kunst haben einen mächtigen Hort am wiedererstandenen Reiche gefunden. Früher pflegte der deutsche Auswanderer sich bald fremdem Volkstum anzupassen, meistens unter Aufgebung seiner deutschen Nationalität und Sprache. Er besaß eben keinen Rückhalt an einem starken Vaterlande. Er stand in der weiten Welt unter fremdem Schutze, reiste und arbeitete unter fremdem Banner. Das ist in den letzten Jahrzehnten anders geworden. Heute kann man auch unter Germanias Flagge durch die Welt kommen. Die Gründung des einigen mächtigen Vaterlandes, sein rasch steigender Anteil am Weltverkehr wie an der Weltpolitik, seine wichtigen kolonialen Erwerbungen haben bei uns Wirkungen für die Mission, wie sie kaum eine frühere Periode erlebt hat, und wie sie auch wohl keine

bloß religiöse Bewegung zeitigen würde. Die genannten Dinge erweisen sich gewissermaßen als äußere providentielle Gnaden für die gesamte Kirche. Auf evangelischer Seite soll sich eine orthodox=pietistische Richtung zeitweilig gegen diese Verweltlichung der Mission gesträubt haben; ebenso fehlte und fehlt es wohl nicht an Bedenken katholischerseits; aber schließlich hat man auch dem nationalen Gedanken in der Mission sein Recht zuerkannt. Dementsprechend wird es heute auch von den katholischen deutschen Ordensgenossenschaften selbst freudig begrüßt, daß in den deutschen Kolonien für die katholische Sache fast nur deutsche Glaubensboten arbeiten. Da reichen sich heimische Religionsbetätigung und heimische Kultur zu gegenseitiger Förderung die Hand. Dabei wird der Missionar wie auch der Kolonist immer wieder auf das Heimatland zurückgreifen, auf das Heimatland, welches ihm einen festen Rückhalt bietet. Daß eine gewisse Gefahr vorliegt, den Nationalismus zu sehr zu betonen, haben leider hier und da französische Missionare gezeigt. Sie sind zuweilen so weit gegangen, sich, wenn auch vielleicht unbewußt, in den Dienst weltlicher Politik zu stellen. Das Wohl der internationalen Kirche muß hierunter großen Schaden leiden. Niemals darf die Mission eine Handlangerin oder eine dienende Magd der Politik oder der bloß nationalen Kolonisation werden¹⁾.

¹⁾ Es wäre wirklich an der Zeit, daß die gläubigen Katholiken Frankreichs endlich aus ihrem engen Nationalismus erwachen, vor allem auch die Presse. Es gibt doch heute wahrlich wichtigere Aufgaben für sie, als gegen Deutschland zu hegen, als stets an die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zu denken, als den militärischen Geist in Wort und Schrift zu schüren, als die Überlegenheit der romanischen Kultur über die germanische zu predigen, uns als Barbaren des Nordens zu verspotten. Das ist ein Krebschaden für die katholische Kirche in jenem von Gott so gesegneten Lande. So verliert die Kirche immer mehr an Besitz und an Einfluß im Mutter-

Die vornehmste und erste Aufgabe der Mission muß es eben sein und bleiben, im Dienste der Kirche die frohe Botschaft des Heiles als übernatürliche Kraft zu einem neuen sittlichen Leben in die Heidenwelt zu tragen. Die Mission ist Selbstzweck. Nur dem übernatürlichen Reiche Gottes hat sie zunächst zu dienen, die unsterblichen Seelen zu retten. Das Christentum ist der Schatz, die Perle des Herrn. Nachdem jemand diese gefunden, verkauft er alles, um sie zu besitzen. Wenn aber der Missionar dabei zugleich einen segensbringenden Einfluß auf die äußere Kultur der Heidenländer ausübt; wenn er auf die Lebensart eines wilden Volkes günstig einwirkt, auf die Weise zu wohnen, sich zu nähren und zu kleiden; wenn er Bildung, Verständnis für Wissenschaft und Kunst hebt, so sind das alles nur begleitende Wirkungen der Mission, die sich wie von selbst ergeben. „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch zugegeben werden.“ Auch die außerkirchlichen, bloß menschlichen Verhältnisse sollen vom Geiste Christi durchdrungen und veredelt werden. Der englische Missionar bleibt eben als Mensch Engländer, der deutsche ein Deutscher. So wird jeder schließlich in Haus, Hof und Herd, im ganzen menschlichen Leben und Wirken, sein nationales Wesen unwillkürlich ausprägen.

Um auf jemanden religiösen Einfluß zu gewinnen, wird es in der Regel notwendig sein, zunächst allgemeine menschliche Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Die Grenze zwischen Anpassung an fremde Art und Festhalten an der eigenen nationalen Art läßt sich äußerlich nicht ziehen, sie ist eine

Landes selbst, wie auch in den Heidenländern, wo früher Frankreich eine katholische Vormachtstellung einnahm. Die anglikanische Bewegung gewinnt indes immer mehr an Boden. Dabei liegt Verfasser jeder Vorwurf fern; er möchte nur in bester Absicht auf einen verhängnisvollen Übelstand aufmerksam machen, von dessen Vorhandensein er sich leider an Ort und Stelle hat überzeugen müssen.

Sache des Tactes in den einzelnen Fällen. Das wolle man im Auslande stets beachten. Dabei kann der jeweilige Missionar dazu beitragen, das Ansehen seiner Heimat und die Sympathie dafür zu heben oder zu schädigen. Ein Nichtachten des Heimatlandes mit der ihm eigentümlichen Kultur würde in vielen Gegenden, namentlich in Ostasien, als Schwäche gedeutet werden. Nicht bloß aus patriotischen Gründen soll der Glaubensbote Wert darauf legen, seine nationale Eigenart beizubehalten; nein, es ist auch für seine Stellung als Apostel einer neuen Religion sehr wichtig, ob sein Vaterland in der Welt angesehen ist oder nicht. Hat sich z. B. die Sprache seines Heimatlandes in den fremden Gebieten weit verbreitet, liest man dort deutsche Werke, beschäftigt sich viel mit Deutschland, so ist das offenbar ein großer Vorteil für die gute Sache, wie die neueren Erfolge der englisch-amerikanischen Missionen beweisen. Das Übernatürliche schließt an das Natürliche, das Himmlische an das Irdische an. Die Missionare von England und Amerika sind zudem im allgemeinen positiv gläubiger als manche deutsche Protestanten, was auch ein Vorzug ist. Denn nur auf lebendigem und festem Glauben kann sich die Kultur aufbauen, welche die Menschheit so notwendig hat. Geradezu rührend ist es, wie der große Führer der englisch-amerikanischen Missionsbewegung, John Mott, die Einigkeit und das beharrliche gläubige Gebet empfiehlt. In diesem Sinne müssen wir darauf bedacht sein, daß auch das Deutschland, welches Millionen von Vertretern in den verschiedensten Ländern hat, in seiner Eigentümlichkeit bestehen und sich auswirken könne, ohne dabei andere Nationalitäten verdrängen zu wollen. Hat doch auch das deutsche Volkstum seine besonderen Eigenschaften und Vorzüge für die Kultivierung und Christianisierung der Welt. Manches, was hier gesagt wird, paßt auf die germanischen Länder überhaupt, so auf Belgisch-Flandern, Holland, England und Amerika. Eine

gewisse Fähigkeit, fremde Art zu verstehen und sich ihr in etwa anzupassen, kommt z. B. Missionaren und Kolonisten germanischer Herkunft in manchen Verhältnissen sehr zu statten. Dabei dürften wir Deutsche noch etwas von der vornehmen, großzügigen und gewinnenden Kolonisationsweise der Engländer lernen können. Diese hat England angesehen und beliebt gemacht in der weiten Welt, während die Deutschen vielfach als kleinlich und bureaukratisch gelten. Weitere gute Eigenschaften des Deutschen: Er ist mutig, treu, fleißig, ausdauernd, tiefgehend und namentlich gemüthvoll. Was verherrlichen die Philosophen, die Dichter und die Weltreisenden an unserm Vaterlande, an unserm Volke und seinem Wesen? Bald ist es der Felsenquell, der Mühlbach, das Spiel der Wellen, das Rauschen der nordischen Eichen, der Gesang der Nachtigall, die blühende Heide, das Schweigen im Walde, das melancholische Moor, die Brandung des Meeres, die einsame Hallig, die Stadt mit dem ewigen Dom, der frohe Ruf der Osterglocken, das Aveläuten, der Sonntagmorgen, der Gottesdienst mit Orgelton und ergreifendem Gesang, das Weihnachtsfest, die blauen Berge mit ihren Kirchlein, das stille Tal, die Herde auf grüner Weide, das Hirten- und Wiegenlied, das sinnige blaue Auge, das die Treue gegen das Vaterland, gegen den Herrscher, gegen Freund, Braut und Weib kundtut, der bescheidene Lebensgenuß, die Mutterliebe, das Heimweh, das Vaterhaus und dergl. Das alles zeugt von etwas besonders Gemüthvollem, von einem tiefgehenden, innerlichen Seelenleben. Ein solcher Charakter erfaßt alles, auch die Religion, am nachhaltigsten und gründlichsten. Dichterischer Phantasie mögen die Worte entsprungen sein, daß Deutschland das Herz der Völker sei, daß es unter ihnen das Blut zu bereiten habe, daß am deutschen Wesen die Welt „genesen“ könne. Aber etwas Wahres liegt doch darin. Wo zeigt sich noch am meisten öffentliches, allgemeines

Interesse für philosophisch-pädagogische und religiös-sittliche Fragen? Wo hat man ein Kultusbudget wie in Preußen? Wo wird die Religion amtlich noch am meisten geachtet, gefördert und geschützt? Wo sucht man staatlicherseits die kirchliche Autorität so zu ehren, wie es z. B. bei der Wahl und Inthronisation eines Erzbischofs in Preußen mit feudalem Gepränge geschieht? Wo steht das religiöse Leben am meisten in Blüte? Wo verhält man sich am andächtigsten im Gottes-
hause? Wer viel im Auslande gewesen ist, wird nicht umhin können, im ganzen den Ländern mit vorwiegend germanischer Bevölkerung, insbesondere Preußen, den ersten Platz einzuräumen. Dabei liegt es Verfasser fern, alles an diesen Ländern zu loben. Wird doch auch dort leider der Kirche nicht immer und überall die Freiheit gewährt, welche sie grundsätzlich beanspruchen muß. Man lese nur die Reichs- und Landtagsverhandlungen! Und wie steht es z. B. mit der Parität? Verhältnisse, wie sie leider noch in Braunschweig, Mecklenburg und in den Thüringischen Staaten bestehen, sollten im 20. Jahrhundert unmöglich sein. — Es sei aber hier noch erinnert an die vornehme Art, mit der die Germanen Amerikas jeder religiösen Überzeugung begegnen. Es sei erinnert an die gläubige Bewegung der Hochkirche in England.

Das Religiöse beeinflusst unwillkürlich andere Gebiete. Im allgemeinen herrscht in Deutschland noch Sinn für Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Ordnung und Disziplin, wie kaum irgendwo. Unsere großartigen gesetzlichen und privaten Wohlfahrts-Einrichtungen erstrahlen wie eine Sonne am Horizont der Völker. Andere Staaten halten Ausschau danach. Und auch hiervon ist wieder der tiefste Grund gerade die Religion, die sich in praktischer Betätigung zeigt.

Am 19. Juni 1902 sagte Kaiser Wilhelm II. im Rathause zu Aachen: „General von Loë ward von hier gesandt nach Rom zum Jubiläum des Heiligen Vaters, und als er ihm

Meine Glückwünsche und Meine Jubelgabe überbrachte und ihm in intimem Gespräch Aufschluß gab, wie es aussieht in Unseren deutschen Landen, hat ihm der Hl. Vater geantwortet, er freue sich, ihm sagen zu können, daß er stets hoch gedacht von der Frömmigkeit der Deutschen, zumal des deutschen Heeres; er könne ihm aber noch mehr sagen, und das solle er seinem Kaiser bestellen. Das Land in Europa, wo noch Zucht und Ordnung und Disziplin herrsche, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne, das sei das Deutsche Reich, und das danke er dem deutschen Kaiser.“

Wie schade, daß man ein solches Land gewaltsam in seinem natürlichen Streben nach Ausdehnung beschränkt! Was könnte sonst unsere gesunde Nation noch leisten! Schon sind wir bezüglich des Unterhaltes der rasch wachsenden Bevölkerung auf das Ausland angewiesen. Über 30 Millionen unserer Stammesbrüder wohnen in der weiten Welt zerstreut. Getrennt vom Mutterlande, sind sie in Gefahr, ihr Deutschtum zu verlieren und in andern Nationalitäten aufzugehen. Die meisten Berufe sind in Deutschland so überfüllt, daß der Jüngling oder der Mann sich in den Jahren der höchsten Leistungsfähigkeit kaum vollständig betätigen kann und erst recht lange warten muß, ehe er eine unabhängige Stellung erreicht. Das sind große, nationale Schäden, die auch leider üble Folgen für das religiös-sittliche Leben haben müssen. Es fehlt uns ein größeres Gebiet, in dem wir Deutsche so ansiedeln können, daß sie ihr ererbtes Volkstum wahren. Und da müssen wir es z. B. erleben, daß man Marokko einem Lande zuweist, das in sich krankt, das fast die dreifache Anzahl seiner jetzigen Bewohner auf heimischem Boden ernähren könnte! Gebe Gott, daß man es nicht zu spät erkennt, daß auch das Deutschtum berufen ist, in gerechtem

und angemessenem Verhältnis mitzuwirken an der Christia-
nisierung und Kultivierung der weiten Welt, die augenblicklich
in einer neuen Erweckungsphase steht. Auch hat Deutschland
ein Recht darauf, den Nutzen und Erfolg solcher Arbeit mit
zu genießen. Bringt doch jede gute Tat dem Geber mehr
Lohn als dem Empfänger. Möge sich immerdar das Wort
unseres größten Lyrikers aus dem Mittelalter erfüllen:

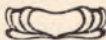
„Deutsche Zucht geht über alle.“

„Zucht und reine Minne, wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!“

Desgleichen die tiefgehende Ahnung und Mahnung des
Dichters aus der großen Zeit der Freiheitskämpfe:

„Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu, was dein Gewissen spricht.
Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.“

(E. M. Arndt.)





2. Kapitel.

Das Verhältniß der Konfessionen in Deutschland.

Vielleicht wird man sagen: Wie ist es aber zu ermöglichen, daß alle nationalen Kräfte sich gemeinsam betätigen in einem Reiche, das politisch und religiös so sehr gespalten ist? Nun politische Kämpfe gibt es ja überall. Sie haben auch ihr Gutes. Es muß nur stets das Wohl des ganzen Vaterlandes den Parteiinteressen vorgehen. Mit großer Sorge jedoch sieht jeder deutschgesinnte Mann jene Partei erstarken, die unserm Volk die Freude am Reiche raubt, die gegen die bestehende Ordnung in Kirche und Staat mit allen Mitteln kämpft, jene Partei, welche die selbstsüchtige Hoffnung der zahlreichen Feinde unseres blühenden Landes ist und in kritischen Tagen ihr eignes Vaterland verraten möchte. Fürwahr, soll Deutschland seinen hohen Beruf, seine Weltmission, erfüllen, so ist die Stunde gekommen, in der sich alle wahren Patrioten brüderlich die Hand reichen müssen zum gemeinsamen Kampfe gegen den Umsturz, gegen den Umsturz von oben (den offen unter dem Deckmantel der Wissenschaft auftretenden Unglauben) und den Umsturz von unten, die revolutionäre Demagogie. Die Geschichte zeigt, wieviel Unheil Religionskriege über die Welt gebracht, wieviel nationale Kraft, wieviel edles Bruderblut sie vergeudet haben, nicht am wenigsten in Deutschland. Und diese unchristliche taktlose Hege, wie sie leider noch heute gar zu oft bei uns ihre Orgien feiert, schadet uns gar zu sehr bezüglich unseres Ansehens im Auslande. Auch hierin dürfte die

vornehme und fluge englisch-amerikanische Art vielfach vorbildlich sein. Es gilt Brücken zu bauen von hüben und drüben, zwischen 41 Millionen Protestanten und 25 Millionen Katholiken. Das religiöse Epigonengefühl ist noch bei sehr vielen lebendig. Wer da Zwietracht säet, erntet zerstörende Gehässigkeit. Schürung engherziger konfessioneller Streitigkeiten ist zugleich ein Verstoß gegen die christliche Liebe und ein Verbrechen am gemeinsamen Vaterlande. Liebe fordert des Herrn höchstes Gebot, und auch heute noch sollte die Liebe nie „aufhören“. „Gott ist die Liebe.“ „Er will allen Heiland sein, uns von allem Beh' befreien.“

Kaiser Wilhelm II. hat wiederholt offen ausgesprochen, worauf es ankommt, wenn das deutsche Volk der „Granitblock“ werden soll, „auf dem der liebe Gott die Erbauung seines Werkes der Zivilisation der Welt beenden kann“. Mächtig rauschen die Wogen des Rheins. Sie erzählen von großen Tagen der Vergangenheit, wie sie Völker kommen und gehen sahen. Fest steht heute noch an den romantischen Ufern die Wacht am Rhein. Hier weilte der Kaiser im September 1905. Im ehrwürdigen Schlosse zu Koblenz, das in seinem Wappen Zeichen der geistlichen und weltlichen Gewalt trägt, das von einem kerndeutschen edlen Kirchenfürsten erbaut worden ist, sah er sich umgeben von Vertretern aller Konfessionen. Da betonte er in einer herrlichen Rede, das deutsche Reich sei groß genug, um allen Religionen, vornehmlich den zwei großen christlichen Bekenntnissen Platz zu segensreicher Wirksamkeit zu gewähren. Er bezeichnete das Reich als ein „herrliches, prächtiges Haus“, das mit der Hohenzollernburg zu vergleichen sei, „eingeteilt in kleine Gemächer, Kemenaten und große Säle, je nach Bedarf, je nach Überlieferung in verschiedenen Farben grün-weiß, schwarz-rot, blau-weiß und schwarz-weiß. Und in diesem Hause sind wie in Unserer Stammburg zwei Kapellen, die

eine für die Protestanten, die andere für die Katholiken, auf daß beide nebeneinander in Eintracht ihren Gottesdienst verrichten mögen.“

Praktisch genommen dürften sich wohl gläubige Protestanten wie Katholiken auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse über folgende Leitsätze verständigen können¹⁾:

1. Zunächst sind die Wahrheiten zu betonen, welche alle Christgläubigen gemeinsam haben, so namentlich der Glaube an die Vorsehung, an die Erlösung durch Jesus Christus und die Befolgung des Hauptgebotes von der Liebe zu Gott wie zum Nächsten. Wie haben es die großen Geister vergangener Tage verstanden, sich in diese Wahrheiten zu vertiefen! z. B. die Mystiker des Mittelalters.

2. Notwendige konfessionelle Polemik über Lehren des Glaubens und der Sitten werden möglichst auf die wissenschaftlichen Untersuchungen und auf die betreffenden Fachschriften beschränkt, aber auch hier taktvoll behandelt. Ganz besonders sind Beschimpfungen, Verdächtigungen und unwahre Behauptungen strengstens zu meiden.

3. Protestanten und Katholiken werden je nach Umständen im Kampfe gegen Unglaube, Aberglaube, Unsittlichkeit, Umsturz u. dgl. vereint vorgehen. Hier kommen namentlich die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes in Betracht.

4. Protestanten wie Katholiken haben die gleichen bürgerlichen und gesellschaftlichen Rechte und Pflichten. Ausnahmegeetze für oder gegen den einen Teil sind zu verwerfen. Alle haben sich auf den Boden gleichen Rechtes zu stellen und dieselbe Duldung gegen andere zu üben, die sie für sich selbst verlangen.

¹⁾ Ähnliche Gedanken habe ich am 18. Dezember 1912 in der „Germania“ veröffentlicht. Es handelt sich nicht um das Aufgeben des grundsätzlichen Standpunktes. Vgl. die Bestrebungen des Weihbischofs von Straßburg und des evang. Pfarrers Schiller in Nürnberg.

5. Alle Christen haben die Pflicht, in diesem Sinne inständig und beharrlich zu beten zu demjenigen, von dem jede gute Gabe, jede Erkenntnis, auch das übernatürliche Licht des Glaubens kommt. Das ist wohl das Allerwichtigste. „Ohn' Gottes Gunst all' Tun umfunst.“ Wenn wir so gut beten, wie wir können, wird Gott tun, was wir nicht können. Das Gebet im Glauben ist das wirksamste Mittel zum Siege, der die Welt überwindet.

Sollte nicht auch gerade die Heidenmission mit ihrem ernststen Kampf gegen dieselben Schwierigkeiten und Feinde uns diesem Ziele näher bringen? Auf dem Berliner Kolonialkongreß fanden die christlichen Missionare sich vielfach auf gemeinsamem Boden. Auf dem Edinburger Weltmissionskongreß führte Lord Balfour of Bourleigh aus: „In meinem Herzen ist die Hoffnung aufgestiegen, daß die Einigkeit, die auf dem Missionsfelde beginnt, dort nicht ihr Ende findet. Es ist ein gewaltiger Gedanke, daß eine Einigkeit, die auf dem Missionsfelde begonnen hat, ihren Einfluß erweitern und zurückwirken kann auf uns zu Hause und unser Kulturleben, ja, daß sie uns eine vermehrte Hoffnung bringen darf auf Frieden zwischen den Nationen der Welt und auf ein brüderliches Zusammenwirken und ein größeres Maß von Einigkeit auch in den kirchlichen Bestrebungen der Heimat.“ Gemeint ist zunächst die Einigkeit unter den verschiedenen Richtungen im Protestantismus, dann aber wohl auch die Beziehung zur römisch-katholischen wie zur griechischen Kirche. Der Bischof von Southwark sprach sogar bestimmt die Hoffnung auf eine Vereinigung mit der römischen Kirche aus. Seltsamerweise sollen manche Protestanten daran Anstoß genommen haben. Missionsbischof Brent von den Philippinen führte aus: „Die Römisch-Katholischen werden nie zu uns kommen, es sei denn, daß wir zu ihnen kommen. Wir können zwar nicht Gemeinschaft halten

mit dem Vatikan und der Hierarchie, aber es ist doch möglich, Gemeinschaft zu halten mit den vielen frommen Christen innerhalb der katholischen Kirche. Laßt uns sie als rechte und aufrichtige Christen ansehen, so lange sie uns nicht zu der entgegengesetzten Anschauung gezwungen haben! In römisch-katholischen Ländern laßt uns konstruktive und nicht destruktive Wahrheit predigen! Gottes Wahrheit ist so wundervoll, daß sie die Menschen für sich gewinnt! . . . Und wenn wir mit ihnen (den Katholiken) fechten müssen . . ., dann laßt uns fechten wie christliche Edelleute!“

Ergreifend war auf diesem Weltkongreß die Übung des Gebetes. Die Zusammenkünfte wurden selbstverständlich mit einer Andacht eingeleitet. Aber auch besondere stille halbe Stunden widmete man dem Gebete. Gerade das machte einen überaus tiefen Eindruck, z. B. das Gebet für die Einheit der Kirche Christi. Zum Gebete war auch stets Gelegenheit gegeben in einer ganz naheliegenden Kapelle. Ja, an den beiden letzten Tagen war parallel mit den Hauptversammlungen ein Gebetsgottesdienst eingerichtet, der ununterbrochen von morgens 9 Uhr bis abends 9 Uhr dauerte. Das waren die großen Stunden der Konferenz.

Welch uneigennützige Missionare hat es auf evangelischer wie katholischer Seite gegeben, die in ihrer edlen Art die oben aufgestellten Grundsätze zu verwirklichen wußten! Denken wir z. B. an David Livingstone, dessen hundertjährigen Geburtstag wir im Jahre 1913 feiern.

Er wurde ein Pfadfinder der Mission Innerafrikas. Die Welt hat ihn als Entdecker und Forscher ersten Ranges gefeiert. England erwies diesem Sohn eines schottischen Schneiders, der sich im Dienste der christlichen Religion und Kultur opferte, die seltene Ehre, in der Westminsterabtei unter den Helden des Vaterlandes bestattet zu werden. Aber alle glänzenden wissenschaftlichen Leistungen waren Livingstone schließlich doch nur Mittel zu dem hohen Zwecke, die Afrikaburg für den Weltheiland zu erobern. „Ich will alles für

Christum wagen. Möge er uns vergeben, uns reinigen und uns segnen“ schrieb er (1851) an seine Schwester. Auf den Knien für das arme verlassene Afrika betend, schloß er die Augen (1873). Zwei treue Schwarze trugen die Leiche ihres größten Wohltäters vom entlegenen Quellgebiet des Kongo bis an die Küste, von wo sie im Triumphe nach London überführt wurde.

Und auf katholischer Seite! Hören wir z. B. den Bericht der Deutschen Kolonialzeitung (1912, Nr. 49) über Pater Stephanus Baur:

Ein 50 jähriges ostafrikanisches Jubiläum.

Fünzig Jahre in Afrika tätig! Man sollte es kaum für möglich halten, und doch ist es so. Ein halbes Jahrhundert hat ein deutscher Landsmann dort gelebt, gearbeitet und viel Segen um sich verbreitet. Pater Stephanus Baur, allen alten Afrikanern als Père Etienne wohlbekannt, heißt dieser Held, denn Heldentum ist dieses Ausharren auf schwerem Posten, dieses Arbeiten nicht für sich, nein, nur für andere, nur für edle, hohe Ziele. Da lohnt es sich wohl, dieses Mannes und seiner Taten zu gedenken und das um so mehr, als er in entscheidungsvoller Zeit stets in hervorragender Weise unseren kolonialen Vorkämpfern mit Rat und Tat zur Seite stand.

Stephanus Baur wurde am 23. April 1835 zu Ragenthal im Ober-Elsaß geboren, widmete sich dem geistlichen Beruf und ging, nachdem er 1862 die Priesterweihe erhalten hatte, als Missionar nach Ostafrika. Am 25. Dezember 1862 betrat er zuerst in Sansibar das ostafrikanische Land, woselbst damals sein Orden der „Väter vom Hl. Geist“ das Missionswerk in Angriff nahm. Dort lernte er eine Reihe hervorragender Afrikaforscher kennen, von denen vorerst Karl Klaus v. d. Decken und Livingstone genannt seien. Nach kurzer Zeit schon zum Superior ernannt, übertrug er nun seine Tätigkeit auch auf das Festland, und er war es, der dort eine der großartigsten Schöpfungen erstehen ließ, welche das Missionswesen kennt: die Missionsanstalt bei Bagamoyo. Um diese Leistung voll zu würdigen, muß man wissen, daß jene Missionare ein Gelübde der Armut abgelegt hatten, daß sie also bei sehr geringer Unterstützung sich mit eigener Kraft durchringen mußten. Wer den Kirchhof der Mission

n Bagamoyo betritt, der sieht, wie schwer jenes Wirken war, denn da liegen sie in langen Reihen gebettet, die Patres, Brüder und Schwestern, die alle ihr Leben ließen, um jenes Werk durchzuführen, eifrig bemüht, es ihrem leuchtenden Vorbild, dem Père Etienne — wie er damals allgemein hieß — nachzutun. Indem ich dies sage, spreche ich aber nicht etwa *pio domo*, denn ich bin Protestant.

Während so die Mission in Bagamoyo emporblühte, wandte sich Baur nun auch dem Innern jenes Landes zu, das damals in der Hauptsache noch unbekannt war, und man verdankte ihm so manche Kunde von Land und Leuten, speziell von dem heute so frisch aufblühenden Usami. Diese Tätigkeit ist auch voll gewürdigt worden, und wer die Wege auf früheren Karten verfolgt, der findet überall den Namen „Baur“ als Hinweis auf den ersten Erforscher.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die eine ungebändigte Natur und ein Klima, dessen Gefahren man noch nicht zu bekämpfen wußte, bereiteten, war auch die Stellung der Mission eine sehr schwierige, lag sie doch mitten zwischen Sklavenbesitzern und Sklavenhändlern mohammedanischen Glaubens, die den Sendboten des Christentums mißtrauisch oder auch feindselig gegenüberstanden. Aber gerade hier wirkte Père Etienne in überraschender Weise. Sein hoher persönlicher Mut, die Arbeitskraft, Klugheit und Kenntnisse — besonders die medizinischen — imponierten den Leuten, sein offenes Wesen und seine warmherzige Menschenfreundlichkeit nahmen selbst die Gegner für ihn ein und zwar in solchem Maße, daß Père Etienne nicht nur dem Missionswerke eine erstaunliche Ausdehnung zu geben, sondern auch in vielen anderen Beziehungen ausgezeichnet zu wirken vermochte. Cameron — Afrikas erster Durchquerer — wie Stanley fanden freundliche Aufnahme und Förderung, Livingstones Ueberreste, von seinen treuen Schwarzen mühsam bis zur Küste gebracht, wurden in Bagamoyo in würdiger Weise zur Ueberführung nach England eingefahrt, und mit dankbarer Freude sehen wir, daß auch Dr. Peters während seiner Erwerbung der Kolonie in schwerer Krankheit Hilfe gebracht wird.

Nun aber kommt ein für die koloniale Sache besonders wichtiger Abschnitt: der Araberaufstand bricht gegen uns Deutsche los. Wie eine Sturmflut vernichtet diese Bewegung unsere Stationen an der

ostafrikanischen Küste, nur Daresalam und Bagamoyo vermögen sich mühsam zu behaupten. Mitten in diesem wilden Durcheinander erreicht es Père Etienne von den fanatisierten Feinden, daß sie sein Missionsgebiet schonen, ja sogar für neutral erklären, und Bagamoyos kühner Verteidiger, Freiherr v. Gravenreuth, hat mir mehr denn einmal erklärt, welche Vorteile ihm das eingebracht habe, zu welchem Danke er gerade jener Mission verpflichtet gewesen sei. Selbstverständlich konnte Père Etienne weder in politischer, noch geschweige denn in militärischer Beziehung handelnd auftreten. Dafür bemühte er sich aber, in menschenfreundlichem Sinne zu wirken und drohenden Gefahren die Spitze abzubreaken. Hierfür nur zwei Beispiele. Die Verteidiger der deutschen Befestigung waren von den außerordentlichen Anstrengungen so erschöpft, daß sie nach einem abermals abgeschlagenen Angriff nicht umhin konnten, sich der Ruhe hinzugeben. Da kam noch rechtzeitig der Warnungsruf, nachts auf dem Posten zu sein! Ein hohes Glück, denn Gravenreuths Schar raffte jetzt die letzten Kräfte zusammen und schlug die Ueberrumpelung, die vorher niemand hatte glauben wollen, siegreich ab.

Als der damalige Chef des deutschen Geschwaders, Admiral Deinhard, sich eines Tages, da keine Gefahr zu drohen schien an Land begeben hatte, war es nahe daran, daß der stets sehr aufmerksame Feind ihn vom Meeresstrande abschnitt, und nur die schnelle Warnung durch Père Etienne bewahrte den Admiral vor einer Gefangennahme, die recht unangenehme Folgen gehabt hätte.

Wissmann, kaum in Ostafrika eingetroffen, wollte dem Feinde sofort einen Hauptschlag durch Erstürmung von Buschiris Lager versetzen, da tauchte neben anderen Hindernissen plötzlich noch eine unerwartete Schwierigkeit auf: die Araber fingen einen englischen Missionar und hielten ihn nun in jenem Lager als Geisel fest. Alle Bemühungen, auch englischerseits, den Gefangenen frei zu bekommen, waren vergeblich, erfolgte aber unser Angriff, dann war der Unglückliche verloren, und in England wäre man uns hierfür kaum dankbar gewesen. Da unternahm Père Etienne ein kühnes Wagnis. Ganz allein begab er sich ins arabische Lager, obgleich er wußte, welche Gefahr ihm drohte, denn viele Feinde kannten ihn nicht persönlich so daß die Wahrscheinlichkeit, niedergeschossen zu werden, sehr groß

war. Gott sei Dank, erreichte er das Lager, und ihm gelang es, umringt von fanatisierten Gesellen, Buschiri zu bewegen, den Gefangenen gegen ein hohes Lösegeld freizugeben. Kaum war Père Etienne glücklich zurück, da bat ihn Wiffmann um Auskunft; wußten wir doch über die Stärke, Bewaffnung, Befestigungen des Gegners fast nichts, nicht einmal die genauere Lage der feindlichen Stellung war uns bekannt. Père Etienne jedoch erklärte: „Ich habe das Lager, die Befestigungen, kurz alles genau gesehen, aber ich kann nichts sagen. Der Feind hat mich mit unverbundenen Augen kommen und fortgehen lassen, dieses mir geschenkte Vertrauen darf ich nicht täuschen.“ Und wie beurteilte Wiffmann solche Ablehnung? Das, was er mir damals selbst sagte, kennzeichnet ihn und jenen Missionar; es lautete: „Das ist schade, aber es ist anständig und vornehm durch und durch, ganz so wie dieser prächtige Mann immer ist.“ Ein hochwichtiger Dienst war uns jedoch durch die Befreiung des Engländers unbedingt geleistet.

Nachdem das Arabertum durch eine Reihe schwerer Schläge mürbe gemacht war, kam es vor allem darauf an, das Land zu beruhigen, Handel und Wandel wieder in Fluß zu bringen. Die Vollführung dieses Werkes war fast noch schwerer als die Niederwerfung des Feindes, denn grollend und dabei doch ängstlich und mißtrauisch hielten sich nicht nur die Besiegten, sondern alle Volksschichten von uns Deutschen fern, und der damals weitaus wichtigste Handelsplatz Bagamoyo war völlig verödet. Bei diesem Friedenswerk, das Wiffmann als klarblickender Kolonifator eifrigst in Angriff nahm, wurde Père Etienne zu einem Helfer, dem wir Deutschen zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Er, dem Araber wie Neger geradezu blindlings vertrauten, hatte es verstanden, mit diesen Leuten auch in der schwersten Zeit Fühlung zu halten, er beruhigte dieselben, klärte sie über uns und unsere Ziele auf und half so die trennende Kluft überbrücken. Ich selbst, damals Stationschef des menschenleeren, in Trümmern liegenden Bagamoyo, sah den Ort überraschend schnell wieder aufblühen, aber neidlos und freudig bekenne ich es: das dankte man vorwiegend dem Einfluß dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes. Leider schlugen bald wieder ernste Stunden. Wiffmann war mit einer Expedition ins Innere

gezogen und Buschiri versuchte es nochmals, uns den Küstenstrich zu entreißen. Außer arabischem Anhang führte er 4000 bis 5000 Masiti heran. Père Etienne war es, der uns zuerst von der drohenden Gefahr benachrichtigte, und der uns zugleich über die nicht zu unterschätzende Eigenart der Masiti aufklärte. Er war es auch, der durch die Missionsstation Manderu die Wadoë davon abhielt, sich dem drohenden und lockenden Feinde gegen uns anzuschließen, ein großer Vorteil für uns, da wir nur über sehr wenig Streiter verfügten, und zugleich ein menschenfreundliches Werk gegenüber den schwankenden, in ihren Entschlüssen oft unberechenbaren Eingeborenen.

Wie bei dieser Gelegenheit, so erwies jener Missionar unserer kolonialen Sache noch ungezählte andere Dienste, die stets gleichzeitig auch Werke der Menschenliebe darstellten. Als zum Beispiel während der Kämpfe gegen Bana Heri eine unserer Kolonnen über den Wamifluß vordringen mußte, wurde sie vor der einzigen uns bekannten Übergangsstelle gewarnt, da der Feind dort starke, aber völlig versteckte Befestigungen angelegt hatte, deren Bezwingung große Opfer erheischt hätte. Dafür wurde uns eine andere, nur wenigen Eingeborenen bekannte Furt angegeben, die feindliche Stellung umgangen und nunmehr sofort vom Gegner ohne Blutvergießen geräumt.

In Ukami, wohin Wissmann mit einer Expedition gezogen war, hatte Père Etienne durch die von ihm angelegte Mission Morogoro schon vorarbeiten lassen, und der damals mächtige Häuptling Ringo kam uns Deutschen als Freund und wertvoller Verbündeter entgegen.

Der Orden, welchem Père Etienne angehörte, war ursprünglich ein französischer Orden und deshalb wurde in seinen Missionen naturgemäß französisch gelehrt. Kaum wehte jedoch Deutschlands Flagge endgültig über dem Lande, da setzte auch der deutsche Unterricht ein. Allerdings war Stephanus Baur zur französischen Zeit im Elsaß geboren, seine Heimat gehörte noch zu Frankreich, als er übers Meer hinauszog, aber deutsch konnte er noch sprechen, hat er stets mit uns gesprochen, war es doch seine Muttersprache, wie auch Vaterstadt und Name besagen. Politik war nicht seines Amtes, aber das Herz, das unter dem schwarzen Ordensgewand schlug und

hoffentlich noch lange schlägt, war deutsch in seinem warmherzigen Empfinden. Vielleicht setzt es in Erstaunen, daß ein Missionar, wie vorstehend geschehen ist, gerühmt wird, ohne daß dabei seine geistliche Tätigkeit im Vordergrunde steht. Der Leser wird es mir aber nachfühlen, daß ich mich nicht für berufen halte, über Missions-tätigkeit zu urteilen und nur flüchtig wage ich es, diesen Punkt noch zu berühren, denn trotz der hohen Verdienste um unsere koloniale Sache liegen Père Etiennes Hauptverdienste wohl auf dem Felde der Mission.

Begabt nicht allein mit klarem Verstand, sondern auch mit großem organisatorischen Talent, verstand es dieser Mann schon zu einer Zeit, in der nur selten ein Forscher auf einsamer Karawanenstraße jene Länder durchzog, eine ganze Zahl von Missionsstationen ins Leben zu rufen. Und wie waren diese Stationen — ohne jeden fachmännischen Beirat — gebaut, eingerichtet und geleitet! Da wurde nicht nur befehrt und gelehrt, nein, da wurde auch praktisch gearbeitet, und diese Stationen wurden zu Pflanzstätten der Kultur. Bagamoyo zumal, Père Etiennes ureigenste Schöpfung, wurde eine Musteranstalt, deren Ruf überallhin drang. Als feiner Kenner der Negerseele sah unser Landsmann, daß er gläubiges Vertrauen und Festhalten an der Lehre am sichersten erreichte, wenn er den Leuten auch etwas für das praktische Leben mit auf den Weg gab. Geistig und leiblich mußten die Eingeborenen gefördert werden, um sie auf eine höhere Stufe des Menschentums zu heben, welche die Halbwilden erst zum richtigen Begreifen befähigte. Aber das alles erfolgte nicht aufdringlich, sondern ruhig und wohlüberlegt, unterstützt von reiner Menschenliebe, echt christlicher Duldsamkeit. Jeder, der hilfesuchend nahte, wurde unterstützt mit Rat und Tat, ob er Bekehrung heischte oder nicht, welcher Abstammung, welches Glaubens er war, das machte keinen Unterschied. Aber jeder von diesen Leuten trug etwas mit nach Hause zurück. Vielleicht Erleichterung eines körperlichen Leidens oder Trost im Herzen, auf jeden Fall aber Vertrauen zu dem Manne, der dieses Missionswerk leitete.

Die meisten von uns Deutschen waren gleich mir evangelisch, aber es gab keinen unter uns, der nicht des Lobes und der Bewunderung voll gewesen wäre, ja ich habe sogar Freigeister gesehen

und gehört, deren Sarkasmus gegenüber der Macht der Thatfachen verstummte.

Père Etienues Wirken wurde auch von seinen kirchlichen Oberen voll und ganz anerkannt, denn bereits 1880 ernannte man ihn zum Apostolischen Präfekten, dem die Missionen auf dem Festlande unterstellt waren, und als in Sansibar ein Bischof die Oberleitung des gesamten Missionswesens übernahm, wurde er zu dessen Stellvertreter, das heißt zum Apostolischen Provikar, ernannt, welchen Titel er jetzt noch führt.

Für das unbegrenzte Vertrauen, dessen er sich erfreute, zum Schluß noch einen schlagenden Beweis. In Sansibar lebte ein reicher indischer Großkaufmann, Sewa Hadshi genannt. Bei seinem Tode hinterließ er der Mission eine Summe, die nach Hunderttausenden zählte, jedoch nicht zu Befehrungszwecken, denn Sewa war Mohammedaner, der gar nicht daran dachte, Christ zu werden, sondern für Werke der Menschenliebe den Negern gegenüber. Zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte dieser Mohammedaner den christlichen Missionar Père Etienne. Dieser Thatfache etwas hinzuzufügen, hieße nur ihren Eindruck abschwächen.

Mancher, der diese Zeilen liest — und hoffentlich lesen sie recht viele — der wird vielleicht denken: Wie ist es möglich, daß man von einem solchen Manne nicht schon gehört hat! Sehr einfach: Père Etienne ist von einer Bescheidenheit sondergleichen; die eigene Person gilt ihm gar nichts, seinem Mitmenschen zu dienen und zu helfen, das ist sein Ehrgeiz gewesen. Jedes rühmende Hervorheben seiner Person hätte ihn nur gestört und sein Wunsch, ihn im stillen wirken zu lassen, wurde von allen geachtet. Jetzt aber, wo er, 77 Jahre alt, das einzigartige Fest einer fünfzigjährigen ununterbrochenen Tätigkeit im tropischen Ostafrika feiert, denn nach Europa ist er nur selten zu ganz kurzem Urlaub gekommen, da kann ich doch nicht umhin, das Bild eines Mannes zu zeichnen, der dort draußen dem deutschen Namen so viel Ehre gemacht, in echt christlichem Sinne so edel gehandelt und dem Gedeihen unserer herrlichen Kolonie so erfolgreich und uneigennützig gedient hat.

Richelmann, Oberstleutnant z. D.



3. Kapitel.

Mission und Kolonisation¹⁾.

Mit dem vorausgehenden Kapitel ist eigentlich auch schon gezeigt, wie sich Mission und Kolonisation zu einander stellen sollen. Wir können uns deshalb hier kurz fassen. Wie steht es zunächst mit der tatsächlichen kolonialrechtlichen Grundlage, welche die Punkte regelt, in denen sich Mission und Kolonialpolitik begegnen? Die europäischen Kolonialmächte haben sich über die sogenannten Kongoakte vom Jahre 1885 geeinigt. Sie gewährt allen und jedem, der in den Kolonien lebt, „Gewissensfreiheit und religiöse Duldung . . . die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht Gotteshäuser zu bauen und Missionen zu errichten, welcher Konfession dieselben auch angehören.“ Diese Zugeständnisse werden für unsere Kolonien ausdrücklich bestätigt durch das Schutzgebietsgesetz von 1900. Die Bewegungsfreiheit aller religiösen Bekenntnisse wird durch einen Paragraphen nur dadurch in etwa beschränkt, daß der Reichskanzler, bezw. die Kolonialbeamten das Recht erhalten, polizeiliche und administrative Verordnungen in den Kolonien zu erlassen. Dazu kommen noch besondere Bestimmungen, welche lokale

¹⁾ Vgl. das vornehme Buch von Mirbt, Mission u. Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten; ferner den inhaltreichen Artikel von Schmidlin in der Zeitschrift für Missionswissenschaft, 2. Jahrg., 1. Heft. Dasselbst wird auch eine genaue Quellenangabe geboten.

Verhältnisse betreffen, z. B. über die Steuer- und Zollfreiheit der Missionen, über Sklaverei, Sklavenraub, Sonntagsruhe u. dgl.

Betrachten wir aber auch das grundsätzliche Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik näher. Die Zeiten des Mittelalters, da Kirche und Staat im engsten Bunde standen, sind vorüber. Unter den gegenwärtigen Zuständen sind und bleiben, wie schon früher ausgeführt wurde, Mission und Kolonialpolitik an sich getrennte Faktoren mit verschiedenen Beweggründen, Zwecken und Aufgaben, mit verschiedenen Mitteln und Methoden, meistens auch mit verschiedenen Persönlichkeiten. Die neuzeitliche Kolonialpolitik ist zunächst ausgegangen von der irdischen Frage: Was bringen uns die fremden Länder ein? Die Kolonisten trachten nach weitgehendster Ausnutzung der überseeischen Besitzungen in nationaler, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung. Jedoch eine gesunde Kolonialpolitik erstrebt dies alles nicht so, daß dabei die fremden Länder, wie zur Zeit der großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, ausgeraubt werden; sondern sie bemüht sich, die Schutzgebiete zu fördern, zu heben und sie so dem Mutterlande recht nahe zu bringen. Leheres muß möglichst viel materiellen und ideellen Vorteil an den neuen Ländern haben.

Die Mission dagegen ist zunächst von der Frage ausgegangen: Was sind wir den Kolonien schuldig? Die Mission stellt sich religiös-sittliche Aufgaben. Sie sucht vor allem „das Reich Gottes“, die Perle, den Schatz im Acker Christi. Alles andere, wie Kultur, Bildung, Wohlfahrtspflege, erstrebt die Mission nur in zweiter Linie, gewissermaßen als Mittel für jenen höchsten Zweck. Deshalb werden dieselben Probleme vom Kolonialpolitiker einerseits und vom Missionar andererseits zumeist verschieden behandelt werden. Dabei kann jeder der beiden wirkenden Faktoren seine volle Selbständigkeit

wahren; keiner braucht den andern zu bevormunden. So haben sich ja beide tatsächlich zu schönen Erfolgen durchgesetzt. Ebenso wahr ist es aber auch wieder, daß beide sich vielfach auf einem gemeinsamen Boden treffen, daß sie sich gegenseitig fördern können und sollen. Kreuz und Schwert müssen sich auch hier planmäßig schützen, wobei das Kreuz zugleich die Wunden heilt, die das Schwert etwa zu schlagen genötigt ist. Zwar wollen die modernen Staaten nicht als solche das Christentum wie eine offizielle Staatsreligion den Eingeborenen aufnötigen, überhaupt nicht positiv und direkt zu seinem Gunsten eingreifen; aber dabei sind die Staaten doch keine „geborenen Heiden“; sie können und müssen vielmehr das Christentum in seiner Tätigkeit begünstigen und fördern. Diesen Standpunkt nimmt auch Deutschland ein. Wiederholt ist das von maßgebender Seite ausdrücklich betont worden. Eine gesunde Kolonialpolitik (wie sie z. B. in Deutschland, England und Amerika betrieben wird) erweist der Mission manche Dienste. Sie beschützt die Missionen, garantiert Frieden und Sicherheit; sie sorgt für Verkehr, für Straßen, Eisenbahnen, Post, erschließt neue, bisher vielleicht unzugängliche Gebiete, bietet der Mission Gelegenheit, ihre Produkte unterzubringen; ja die deutsche Behörde gibt eine besondere Vergünstigung bezüglich der Zölle und Steuern, die dadurch begründet ist, daß die Missionare dem Staate manche Lasten abnehmen, z. B. durch Gründung von Schulen und durch Wohlfahrtspflege jeder Art. Eine gesunde Kolonialpolitik wirkt auch durch ihre mannigfaltigen kulturellen Bestrebungen erzieherisch auf die Wilden und fördert so das Werk der Mission wesentlich. Denken wir hier an die Regierungsschulen, an die Durchführung der Sonntagsruhe, an den Kampf gegen Alkoholmißbrauch, gegen Sklaverei, gegen grausame Bürgerkriege, gegen unsittliche Orgien. Da wirken Kolonialpolitik und Mission Hand in Hand.

Sehr viel aber hat auch die Kolonialpolitik der Mission zu verdanken. Diese bietet übernatürliche Ideale, Ewigkeitswerte, die durch nichts ersetzt werden können. Sie erzieht die Eingeborenen zur Arbeit, zur Ordnung und zur Achtung gegen die staatliche Autorität. Ein Staat kann zwar fremde Gebiete mit äußerer Gewalt besetzen, aber die innerliche Eroberung, die seelische Unterwerfung, die freiwillige vertrauens- und liebevolle Anhänglichkeit an die weltliche Herrschaft wird nur durch die christliche Mission bewirkt. Das ist ein religiös-sittliches Imponderabile, welches sich äußerer Macht entzieht. Wenn die Eingeborenen nur kolonisiert werden, so müssen sie bald erkennen, daß ihre eigenen Religionen vor der europäischen Wissenschaft nicht standhalten können. Die Folge wird sein, daß sie diese Religionen wegwerfen und europäische Kultur äußerlich annehmen ohne das Christentum, die wahre Grundlage aller inneren Kultur. Ohne die himmlische Kraft und Gnade Christi aber mit seinem Segen und inneren Heil können die Heiden keine vollwertigen und treuen Mitbürger eines christlichen Gemeinwesens werden. Es genügt demnach durchaus nicht bloß zu kolonisieren; es muß auch missioniert werden. Denken wir sodann daran, was die Mission auf dem Gebiete der Schulen, der Wissenschaft, des Handwerkes, des Ackerbaues und namentlich in der Wohlfahrtspflege leistet. Alles das kommt der weltlichen Herrschaft sehr zu statten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß beide, Missionierung und Kolonisierung, durchaus notwendig sind, um die Heidenvölker dauernd zu gewinnen. Das Banner mit dem stolzen Aar weht über unsern Kolonien, Achtung gebietend. Aber auch das Kreuz hat seinen siegreichen Einzug in Stadt und Land, selbst in Sumpf, Sand und Urwald gehalten. Gebe Gott, daß beide stets in gegenseitiger Achtung und Förderung Hand in Hand arbeiten und alle Reibflächen möglichst meiden.



4. Kapitel.

Die Heidenmission der Gegenwart, verglichen mit der Bekehrung der Welt in den ersten christlichen Jahrhunderten.

Um das Wirken unserer Missionare besser zu verstehen und zu würdigen, dürfte es sich lohnen, die Verhältnisse in den deutschen Kolonien mit den Zuständen zu vergleichen, wie sie waren beim Eintritt des Christentums in die Welt¹⁾.

A. Die kulturelle und religiös-sittliche Lage.

Die Kirche breitete sich bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts hauptsächlich über das Römerreich und einige benachbarten Länder aus. In diesem gesegneten Gebiete der Palmen und Ölbäume herrschte ein sehr gesundes gemäßigtes Klima. Handel und Verkehr, Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse, sowie die ganze Verwaltung waren einheitlich geordnet. Geebnete Straßen nach Ost und West, nach Nord und Süd standen dem Boten Christi zur Verfügung. Die

¹⁾ Hier können natürlich nur die wichtigsten Gedanken in kurzer Form berücksichtigt werden. Das Thema ist m. W. katholischerseits noch nicht behandelt worden. Über das alte Kotechumenat wurden die neuesten Werke benutzt; für die Neuzeit mußte der Stoff aus Missionsberichten und Zeitschriften, teilweise auch aus Privatbriefen von Missionaren entnommen werden.

Einwohner des weltbeherrschenden Cäsarenreiches erfreuten sich im allgemeinen einer ziemlich hohen Kultur, die ja heute noch in manchen Punkten als vorbildlich betrachtet werden kann. Fast überall war die griechische Sprache bekannt, diese reiche, hochentwickelte und feinsinnige Sprache, in der man ohne Schwierigkeit alles ausdrücken kann, was des Menschen Geist beschäftigt und des Menschen Herz bewegt.

Auf dem Schulgebiete namentlich fand das Christentum gute Vorarbeiten in den Philosophen- und Rhetorenschulen. Es suchte mit Geschick und Erfolg die hohe geistige Bildung des klassischen Altertums mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen, um sie dann in seinen Dienst zu stellen. So fand schon der hl. Paulus Mitarbeiter, die mit dem notwendigen Rüstzeug antiker Bildung versehen waren. Ihnen war es ein leichtes, in Gebet und Studium Christi Geist zu erfassen, andere entsprechend zu belehren und bald die selbständige Leitung ganzer Gemeinden zu übernehmen. Denken wir auch an all die großen Geister, wie Justinus, Minucius Felix, Irenäus, Klemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, Cyprian, die durch Beispiel, Wort und Schrift andere für die christliche Wahrheit gewannen, indem sie diese einerseits in ihrem Leben ausprägten, andererseits spekulativ, geschichtlich, empirisch, kurz, wissenschaftlich darzubieten verstanden.

In religiöser Hinsicht hatte das Judentum mit seinen in die Weltsprache übertragenen heiligen Büchern der kommenden Kirche die Wege gebahnt. Selbst die heidnische Philosophie jener Zeit war von der wahren vorchristlichen Religion beeinflusst. Manche Nichtchristen hatten sich als sogenannte Proselyten dem Judentum angeschlossen. So trat das Christentum auf in gewissem Sinne als eine konservative Religion, die an das Alte Testament und an die platonisch-aristotelische Wissenschaft anknüpfte, zugleich aber als neue Gottesverehrung,

die den ins Irdische versunkenen Menschen bis dahin unbekannte Ideale brachte.

Dazu kam als sehr wichtiger Umstand der, daß Gott die Predigt der ältesten Glaubensboten durch außerordentliche Erweise des Geistes und der Kraft, durch sogenannte Charismen, wirksam machte. Wer weiß, wie vielen diese Gnadengaben das Tor des Glaubens geöffnet, ja ganze Massen augenblicklich innerlich umgewandelt haben, so daß sie unwillkürlich in die Worte ausbrachen: „Was müssen wir tun, um selig zu werden?“

Freilich fand auch in der damaligen Welt das Christentum Feinde und Schwierigkeiten genug. Es herrschten schlimme Übel, wie Aberglaube, Selbstsucht, menschenunwürdige Sklaverei, Verachtung der Frau, Ehescheidung, Päderastie, Selbstmord. Zudem trat der übermächtige Römerstaat gegen die neue Religion zunächst mit Feuer und Schwert auf. Götzepriester, die sich in ihrer Existenz bedroht sahen, im Bunde mit fanatischen, pharisäischen Juden schürten die Wut der Kaiser gegen die unrömische Religion, die den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit war.

Was der heutigen Missionstätigkeit im Gegensatz zur ersten christlichen Zeit besonders zugute kommt, ist der Schutz und die Förderung von seiten der christlichen Staatsgewalt. Die Kolonialbeamten bekennen sich persönlich zum Christentum. Ihr Beispiel wirkt wie von selbst auf die Heiden. Die Wilden sehen sich genötigt, wenigstens immer äußerlich die christliche Religion und ihren Gottesdienst zu achten. Erinnern wir uns ferner an das, was schon im vorhergehenden Kapitel gesagt wurde. Die Kolonialverwaltung schützt Besitz und Leben der Missionare, gibt Anleitung und Mittel zur wirtschaftlichen Erschließung, bietet Sicherheit, geordnete Verwaltung und Rechtspflege, sorgt für Verkehrswege, Bahnen und Post. Zugleich sucht sie auch die Eingeborenen zu schützen,

3. B. gegen räuberische Nachbarn, gegen gewissenlose Ausbeuter, gegen ansteckende Krankheiten u. dgl.

Im übrigen jedoch liegen die Verhältnisse in den deutschen Kolonien durchweg viel ungünstiger für die Missionierung als in den Heidenländern der ersten christlichen Jahrhunderte. Das Klima ist vielfach für den dauernden Aufenthalt von Europäern ungeeignet. Wie viele Missionare sind schon infolge des Tropenklimas in ein frühes Grab gesunken, auf fremdem Boden, fern der Heimat, wo kein lieber Freund ein Vergißmeinnicht aufs Grab pflanzt, wohin vielleicht nur selten ein zivilisierter Mensch seinen Fuß setzt. Dort bleicht die afrikanische Sonne ihre jungen Gebeine. Die Schwarzen leben teilweise zerstreut in wasserloser, brennender Sandwüste oder im Urwald und Sumpf, wo das Fieber die Weißen in kurzer Zeit mordet. Abgesehen von Kiautschou, sind die deutschen Schutzgebiete von wilden Naturvölkern bewohnt. Sie führen zumeist ein ungeordnetes, arbeitscheues Nomaden- und Schlaraffenleben, sind feige, unbeständig und schon bei kleinen Schwierigkeiten entmutigt. In den Schriften gewisser Weltweisen, wie in dem Hirn der durch Überkultur übersättigten Modernen erscheint der Naturmensch manchmal wie ein Ideal der Menschheit. Ja, wären es nur „Naturmenschen“! Wären sie nur unverdorben! Wie ist es aber in Wirklichkeit? „Entvölkerung des Landes, gesetzlicher Kindermord, Vergiftungen, gerichtliche Proben, die mit willkürlichen und ungerechten Verurteilungen endigen, Sklaverei, Menschenhandel, Ausbeutung und Unterdrückung des Weibes, Vielweiberei, Menschenopfer, Prozesse, Kriege, immerwährende Räubereien, Zerrüttung und sozusagen Vernichtung eines jeden sittlichen Empfindens, allgemeine Tyrannei, die das Leben unsicher macht und das Emporkommen nicht gestattet, gewaltsame Unterdrückung des Schwachen durch den Stärkeren, dies ist in Wirklichkeit das Leben, das wir allerorts bei den

Schwarzen finden¹⁾." Vielsach liegen die sittlichen Verhältnisse (im engeren Sinne des Wortes) so, daß die Leute die Beobachtung des christlichen Sittengesetzes für unmöglich halten. Jeder Seelsorger weiß, wieviel Mühe und Geduld es oft bei uns kostet, nur eine tiefgesunkene Seele zu retten, die doch vollständig in religiös-sittlicher Umgebung lebt. Da drüben aber gilt es, ganze Völker aus Schmutz und Finsternis zum Lichte hinaufzuführen.

Denken wir ferner an die große Verschiedenheit der Sprache, die heute noch eine Strafe Gottes, namentlich für Afrika ist. Fast jeder Stamm hat seine besondere Sprache²⁾. In einem apostolischen Vikariat Mittelafrikas gibt es bis zu 40 verschiedene Sprachen. Bei Erlernung derselben stehen weder Grammatik noch Wörterbuch zur Verfügung. Diese Sprachen sind ungeschrieben und unbeschrieben. Auch dürften sie zumeist sehr arm sein an Ausdrücken für höhere Begriffe, für Handel, Wissenschaft und namentlich für die christliche Glaubens- und Sittenlehre.

Zudem: Wie viele Schwierigkeiten bereiten zuweilen gerade christliche Europäer dem gedeihlichen Wirken der heutigen Missionen! Welche Elemente befinden sich oft unter jenen! Und doch sollten sie gerade durch ihr gutes Beispiel die mißtrauischen Heiden von der Wahrheit des Christentums überzeugen. Eine schreckliche Verantwortung für den weißen Mann, zu dem der Schwarze oft wie zu einem Könige empor-schaut! Hier ist ein wunder Punkt, über den die Öffentlichkeit vielfach schweigt. Manchen Klagen dieser Art begegnet man in der evangelischen Missionsliteratur³⁾. Wie war das doch

1) So P. Ader, der selbst jahrelang als Missionar in Afrika gewirkt hat, im Jahrbuch für die deutschen Kolonien, 2. Jahrg.

2) Vgl. Schwager, S. 62 f.

3) Vgl. z. B. das Broschürchen „Mission und Kolonisation in

ganz anders im christlichen Altertum! Starke Männer und schwache Greise, Frauen wie Kinder boten damals der Welt das Beispiel des erhabensten Tugendlebens, selbst des Heldenmutes. Vermögen, Stellung, ja Blut und Leben opferten sie für ihre Überzeugung. Sollte es nicht auch heute noch so sein, daß man sagen müßte: Ich erkannte am Benehmen der Christen, daß sie unmöglich schlecht sein könnten (Justin). „Sie leben auf Erden und weilen im Himmel. Arm, machen sie viele reich. Segen ist ihre Rache.“ (Brief an Diognet.)

In den heutigen Missionen bildet noch eine besondere Schwierigkeit die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse, die im Altertum nicht so stark hervortrat, abgesehen vielleicht vom späteren Arianismus, der sich aber nicht soweit von der katholischen Lehre entfernte, wie z. B. die religiös Freisinnigen oder die Adventisten unserer Tage.

Vielleicht aber die schlimmste Gefahr für die Christianisierung der deutschen Kolonien bildet der Islam. Er bekundet unter allen nichtchristlichen Religionen noch die stärkste und verderblichste Werbekraft. Schon hat er in der ganzen Welt mehr als 200 Millionen Anhänger, in Afrika allein 70 Millionen, in Indien 60 Millionen, in China 40 Millionen, auf den Sundainseln 25 Millionen. Wir denken uns z. B. Daressalam in Deutschostafrika als eine vorwiegend christliche Stadt. Wie wenig das zutrifft, erkennt man daraus, daß es daselbst 14 Moscheen, aber nur je eine katholische und evangelische Kirche gibt. Wo soll das hinaus? Was für den Halbmond einmal gewonnen ist, geht zumeist dauernd für das Kreuz verloren. Gegenwärtig geht eine gewaltige Bewegung durch alle Raabaverehrer. Das einst siegreiche Banner des „Gepriesenen“ von Mekka möchten „die sich Hingebenden“ (Moslem)

ihrem gegenseitigen Verhältnis“. Missionsstudie von D. v. Schwarz. Leipzig 1912. Evgl.-luth. Mission.

wieder entfalten. Die Erinnerungen an Omar und Soliman den Brächtigen, vor denen einst die Welt zitterte, erwachen von neuem. Von den Säulen des Herkules bis zu Indiens üppigen Fluren, ja bis zum Reiche der Mitte, vom Goldenen Horn bis tief hinein in die Wüsten und Urwälder des schwarzen Erdteils soll ein „heiliger“ Krieg entfacht werden, wenn auch nicht mit Feuer und Schwert, so doch mit den Waffen des Korans. Dabei paßt sich der Islam von heute möglichst weitgehend den heidnischen Religionen an, um Propaganda zu machen. Und fast jeder seiner Anhänger ist zugleich ein Missionar.

B. Missionsmethode, Gewinnung und Vorbereitung für die Taufe.

Eine einheitliche Missionsmethode gibt es nicht, ebensowenig eine ganz gleichmäßige Behandlung der Taufbewerber. Eine solche würde sich auch kaum durchführen lassen, da die einzelnen Volksstämme oft sehr verschieden geartet sind. Auch eine mechanische Anwendung der altchristlichen Missionsweise wäre natürlich nicht angebracht.

In der Regel denkt man sich das erste Wirken der Missionare so, wie es die Kunst darstellt: Das Kreuz in der Hand predigt der Sendbote des Herrn vor einer „andächtig“ lauschenden Versammlung von Eingeborenen. Das sieht so einfach, so selbstverständlich aus, daß man versucht ist anzunehmen, damit sei überall alles geschehen. Jedoch, wie ist es tatsächlich? Nirgends mehr als unter den Wilden heißt es „Frucht bringen in Geduld“. Allen Gebieten ist sicher das eine gemeinsam, daß die Bekehrung nicht allein mit irdischen Mitteln, erst recht nicht etwa mit Gewalt bewirkt werden kann. Nur die heilige Furcht Gottes ist auch hier „Anfang“, „Wurzel“ und „Krone“ der Weisheit. Mit Gebet und Beharrlichkeit müssen die Wilden nach und nach erzogen

werden. Es erhebt sich da z. B. die Frage: Soll mehr extensiv oder intensiv, mehr sporadisch oder konzentrisch gearbeitet werden? Hören wir darüber einen Missionar aus Erfahrung sprechen:

In den 90er Jahren zwangen die Verhältnisse Neupommerns die Missionare, extensiv zu arbeiten: es fanden Massentaufen statt. Aber bald sahen die Missionare ein, daß sie, wollten sie den erzielten Erfolg sichern, nicht in demselben Tempo ihren Wirkungskreis ausdehnen durften. In Neupommern wohnen die Eingeborenen nicht in größeren, geschlossenen Ortschaften, sondern sind in kleinen Gruppen übers Land zerstreut. Trotz ihres Seeleneifers und ihrer Anstrengungen wäre es den Missionaren nicht gelungen, nur durch zeitweilige Besuche den errungenen Einfluß auf die Eingeborenen zu behaupten. Die Beeinflussung dieser Leute setzt eine fortwährende persönliche Fühlungnahme mit ihnen voraus: es sind eben große Kinder, die unter dem Auge des Erziehers erzogen werden müssen. Bei einem nur gelegentlichen Besuche würde der Missionar denselben Erfolg erzielen, wie ein Lehrer, der im Laufe des Jahres ein paar Mal vorübergehend in der Schule erscheinen würde. Um den erzielten Ernteertrag zu sichern, gingen darum die Missionare zur intensiven Missionsmethode über.

Die Hauptstationen, auf denen ein Priester dauernd wohnt, wurden vermehrt, die Pfarrbezirke enger gezogen. Durch fortwährende Verbindung mit seinen Leuten, durch eine unermüdliche Kleinarbeit in Belehrung und Aufopferung sucht der Missionar die Fehler seiner Leute zu bessern und von den Lasten des Heidentums zu befreien, um sie zu guten Christen heranzubilden.

Der Missionserfolg darf nicht nach der Anzahl der Leute, sondern der praktischen Christen berechnet werden, unabhängig auch von der Größe der Fläche, auf der sie wohnen.

Um den Missionserfolg nach der Anzahl der wirkenden Missionare zu beurteilen oder die Arbeitsleistung der einzelnen Personen richtig zu bewerten, darf nicht der europäische Maßstab angelegt werden. Es ist immer zu bedenken, daß das Tropenklima mit seinem ganzen Anhang von Begleitererscheinungen, wie Malaria und Mühseligkeiten aller Art, die Arbeits- und Widerstandsfähigkeit

stark herabdrücken, so daß die Pastoration von 1000 Seelen, die in einem Umkreis von 4—5 Stunden wohnen, schon die ganze Kraft eines Mannes erfordert.

Will nun jemand nach diesen Ausführungen einen Vergleich zwischen den angewandten Mitteln und dem erzielten Erfolg ziehen, oder in anderen Worten, ein Urteil über den Wert der auf Neupommern befolgten intensiven Methode fällen, so wird er nicht umhin können, den Erfolg, der als der größte in der Südsee dasteht, zum größten Teil der befolgten Methode zuzuschreiben.

Diese Methode können wir auch teilweise konzentrisch nennen, insofern die Grenzen der einzelnen Hauptstationen sich berühren und so Mittelpunkte für eine Tätigkeit über den ganzen Umkreis hin bilden. Sie ist nicht konzentrisch in dem Sinne, daß mehrere Missionare auf einer Hauptstation leben und von dort aus die weitere Umgegend missionieren, wie es z. B. unsere Missionare auf Englisch-Neuguinea tun. Andererseits bringen es die Verhältnisse der Marshall-Inseln mit sich, daß dort nur die sporadische Methode am Platze ist. (Weltm. Christi u. Missionspfl. d. Kath. Herz-Jesu-Missionshaus, Hiltrup 1913.)

Vor der Aufnahme in das heutige Katechumenat haben die Heiden, ähnlich wie in der alten Kirche, eine Prüfung durchzumachen. Darin weisen sie sich aus über Herkunft, Familienverhältnisse, Stellung und über die Beweggründe zur Bekehrung. Am besten ist es, wenn jemand Christen als Zeugen vorführen kann, wie auch in den ersten Zeiten, „die das Zeugnis guter Werke haben“ (1 Tim. 5, 10). Hierbei bildet die Vielweiberei eine große Schwierigkeit. Im allgemeinen verlangt man baldiges, wenn nicht sofortiges Aufgeben derselben. Die Weißen Väter pflegen z. B. auch Hanf-raucher abzuweisen. Andersgläubige machen bezüglich der Vielweiberei leider zum Teil weitgehende Zugeständnisse. Allgemein aber wird man wohl jede weitere Teilnahme am Götzendienst streng untersagen. Nicht selten spielen bei den sich meldenden Eingeborenen irdische Interessen und Vorteile mit, wie man es auch ehemals erlebte. Sklaven z. B. kommen zu den

Missionaren, um losgekauft zu werden. Diese Losgekauften erweisen sich später oft als minderwertige Christen. Andere kommen vielleicht in der Hoffnung, Verdienst oder Geschenke zu erhalten. Diese bleiben nicht, sondern gehen „traurig“ von dannen wie der reiche Jüngling, sobald sie erfahren, um was es sich handelt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Sofort zeigt man dem sich Meldenden, was er als Christ zu glauben, zu tun und zu lassen hat. Bei dem Einführungsunterricht wird der Missionar natürlich Rücksicht auf die Verhältnisse in der betreffenden Gegend nehmen. Er verbindet die volle Wahrheit mit etwaigen Trümmern von Wahrheit im heidnischen Glauben und Gottesdienst seiner Zuhörer, wie es ja auch Paulus, das Vorbild jedes Missionars, auf dem Areopag zu Athen geschickt tat. Ueberall finden sich ja unter den Heiden Spuren der wahren Religion, wenn diese auch durch einen ganzen „Rattenkönig“ von Aberglauben verdunkelt sind. So begegnet man dem Glauben an einen Gott, als höchstes Wesen, dem Glauben an das Paradies, an einen Sündenfall, dem Glauben an Geister. Die Beschneidung kennt man hier und da als religiöse Zeremonie. Manches hat sich gewiß erhalten von der Uroffenbarung her. Zudem ist „die Seele von Natur aus christlich“. Mord, Diebstahl, Verachtung der Eltern u. ä. erkennt auch der Wilde als unerlaubt. Auch in sein Herz ist Gottes Gesetz geschrieben. Das alles sind wertvolle Anknüpfungspunkte für den Apostel Christi.

Hat der Neuling die Aufnahmeprüfung bestanden und zeigt er sich willig, in das Christentum trotz seiner strengen Gebote einzutreten, so wird er in das Katechumenat aufgenommen. Dieses dauert bei den Katholiken, je nach den Verhältnissen, in der Regel 2—4 Jahre. Andersgläubige begnügen sich oft mit einer viel kürzeren Zeit, zuweilen sogar mit einem halben Jahre. Ein besonderer Aufnahmeritus ist

nicht mehr vorgeschrieben, während ehemals die Aufnahme geschah durch Bezeichnung mit dem Kreuzzeichen, durch Handauslegung unter Gebet und Darreichung geweihten Salzes. Jedoch auch heute legt man den Ankömmlingen noch vielfach segnend die Hand auf, oder man hängt ihnen eine geweihte Medaille um. Für das christliche Altertum nimmt man in der Regel mehrere Katechumenenklassen an, die untere, die der Hörenden (*audientes*) und die höhere, die der Auserwählten oder Verlangenden (*electi, competentes*). Jedoch ist das eine Streitfrage. F. H. Funk (in seiner Abhandlung „Die Katechumenenklassen des christlichen Altertums“) und auch andere Kirchenhistoriker unterscheiden zwischen Katechumenen und Taufkandidaten. Unter Taufkandidaten versteht man diejenigen, welche unmittelbar vor der Taufe stehen. In der alten Kirche erhielten sie während der letzten vierzig Tage (Fastenzeit) besonderen Unterricht, unterzogen sich einer liturgischen Behandlung, wie auch asketischen Übungen. Sie legten z. B. ein Sündenbekenntnis ab, spendeten Almosen, gaben Sklaven frei, kauften Gefangene los und trugen Bußkleider. Auch in unseren Kolonien kennt man im allgemeinen nur den Unterschied von Katechumenen und eigentlichen Taufkandidaten. Jedoch die Weißen Väter z. B. (in Deutsch-Ostafrika) haben eine streng gegliederte vierjährige Stufenfolge der Katechumenen. Bei ihnen zerfällt sodann die einzelne Klasse wieder in einen fogen. wöchentlichen Katechismus (mit zwei Abteilungen) und in den täglichen Katechismus (ebenfalls mit zwei Unterabteilungen). Für jede Stufe nimmt man besondern Unterrichtsstoff. Dieser Unterschied des Katechumenats der Weißen Väter dürfte darin seinen Grund haben, daß sie gemäß Anweisung ihres Stifters, des Kardinals Lavigerie, möglichst das Vorbild der Urkirche nachahmen wollen.

Wie in der ersten Zeit des Christentums, gestatten auch

die heutigen Missionare einzelnen Katechumenen noch nicht die regelmäßige Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst, oder sie lassen dieselben nur zum belehrenden Teil der hl. Messe kommen. Doch gehen die Ansichten darüber auseinander. Auch hier dürfte das Verfahren nach den jeweiligen Verhältnissen und Zuständen unter den verschiedenen Stämmen, ja schon für die einzelnen Personen verschieden liegen. Vielfach macht man die Erfahrung, daß die herrliche Feier der heiligen Geheimnisse die Wilden mit Liebe und Begeisterung erfüllt; anderswo beobachtet man vielleicht bei den noch nicht genügend Unterrichteten ein ungeziemendes Verhalten im Gottesdienste oder sinnloses Nachäffen heiliger Gebräuche, Langeweile u. dgl. Bei letzteren dürfte die Anwendung der alten Arkandisziplin bis zu einem gewissen Grade noch zweckmäßig sein. Sicherlich aber hält man alle Katechumenen zu eifrigem Gebete an, z. B. zum gemeinsamen Morgen- und Abendgebete.

Den Stoff des Katechumenenunterrichts bilden hauptsächlich die biblische Geschichte des Alten und Neuen Bundes, die gewöhnlichen Gebete, das Glaubensbekenntnis, die Gebote, die Taufe und bei Erwachsenen auch das Sakrament der Ehe, während man im christlichen Altertum zunächst mehr die Sittenlehre betonte. Der Unterricht in der Glaubenslehre war damals durch die Arkandisziplin beschränkt. Man las vielfach mit den Katechumenen ein biblisches Buch, z. B. Weisheit, Tobias, Judith, Esther, Sirach (daher ja dessen Name ecclesiasticus). Die Sakramente und die Glaubensgeheimnisse wurden erst nach der Taufe in den sogen. mystagogischen Katechesen erklärt. Jetzt erteilen die Missionare auch die Belehrungen über das Altarssakrament schon gegen Ende der Katechumenatszeit, um die Bekehrten am Tage der Taufe auch zur Kommunion zu führen. Bis vor kurzem war das diesbezügliche Verfahren verschieden.

Heute läßt man wohl allgemein, entsprechend den Anweisungen des Papstes, die Täuflinge sogleich zur Kommunion gehen. Der eingehende Unterricht über die Firmung und die übrigen Sakramente wird in der Regel weiter zurückgestellt, weil diese erst später empfangen werden.

In unserer Zeit ist das Ziel der kirchlichen Erziehung natürlich dasselbe wie in der Vergangenheit. Auch die Erziehungsmittel sind an sich dieselben. Die Anwendung der Erziehungsmittel aber geht heute vielleicht langsamer vor sich. Kein Missionar wird auf einmal mit allen Forderungen des den Wilden so fernliegenden Sittengesetzes auftreten. Vielmehr sucht er sie nach und nach in das christliche Leben einzuführen. Zunächst ist er darauf bedacht, die schlimmsten Laster zu bekämpfen, welche die Heiden täglich vor sich sehen. Dann wird er allmählich seine Katechumenen zur Übung guter Werke anzuhalten suchen.

Sind die Erwachsenen in den heutigen Missionen nicht immer für Christus zu gewinnen, so setzt man doch mit Recht große Hoffnungen auf die Schule. Das heranwachsende Geschlecht müssen die Arbeiter im Weinberge des Herrn gewinnen. Dies ist eine vielversprechende Saat für die kommende Ernte. Oft findet man, wie dereinst Franz Xaver, durch die Kinder den Weg zu den Herzen der Erwachsenen. Hasten auch den schwarzen Kindern Fehler und Schwächen ihrer besondern Abstammung an, so besitzen sie doch zwei unschätzbare Eigenschaften: Zutraulichkeit und Lenksamkeit. So wird bei Missionsgründungen baldigst neben dem bescheidenen Kirchlein auch ein Schullokal errichtet. Dann ist die Möglichkeit geboten, mit der Predigt und der allgemeinen Belehrung besonderen Schulunterricht zu verbinden¹⁾.

¹⁾ Genauerer bieten die letzten Nummern der „Kolonialen Rundschau“, in welcher längere Artikel über die Schulen unserer

Der Missionar legt neben seiner Schule Gärten mit Pflanzungen an (z. B. Palmen, Kakao, Reis, Kaffee), desgleichen Handwerksstätten. Da die Wilden wenig Geschick und noch weniger Lust zum Arbeiten haben, muß der Missionar sie stets aneifern, überwachen und belehren. Die geweihte Hand, welche am Morgen das Allerheiligste getragen, führt während des Tages oft Axt und Spaten, Säge und Hammer. Aber das Beispiel des gebildeten, guten weißen Mannes bleibt nicht ohne Wirkung. Hierin liegt ein überaus wichtiger Erziehungsfaktor. Auch Unterricht über Gesundheitspflege, über Hilfeleistung bei Krankheit und Unglück schließt sich an. Unter den Wilden spielt die ärztliche Mission eine große Rolle. Ein Missionar, der einen Ruf als Arzt genießt oder doch für gute möglichst kostenlose ärztliche Behandlung zu sorgen weiß, findet leicht den Weg zu ihren Herzen. Auch hier versagt die edle, ritterliche Waffe der werktätigen Liebe und Barmherzigkeit selten, selbst wo die ausgetretenen Basaltwege theoretischer Beweisführung oder abstumpfender Ermahnungen nicht zum Ziele führen. Eigentliche Berufsärzte haben bisher fast nur die evangelischen Missionsgesellschaften hinausgesandt. Schon sollen es über 875 sein, 21 aus Deutschland, die übrigen aus England und Amerika. Die katholischen Orden lassen Missionare ärztlich ausbilden. Zudem besitzen sie in den zahlreichen Missions-schwestern und -brüdern ein sehr opferwilliges Personal für weitgehende Liebes- und Wohlfahrtstätigkeit. Auf den Missionsstationen gibt es Hospitäler, Kliniken, Apotheken, Häuser für Aussäzige, Taubstumme, Blinde, Geistesranke und Greise.

So wird die Schule der Religion zugleich Pfadfinderin kultureller Bildung und nützlichen Fortschritts. Das ist ein

Kolonien erscheinen. Vgl. auch meine Abhandlung „Missionskunde eine Forderung neuzeitlicher Pädagogik“, Uderholz, Breslau 1913.

auch von den Gegnern anerkanntes Ruhmesblatt in der Vergangenheit der Missionen, wie in ihrer weltumspannenden Arbeit unserer Tage. Wenn man bedenkt, daß allein die Stenler Patres in Togo jährlich 60 000 Mk. an Lehrergehältern aufwenden, so bekommt man eine Ahnung von den Opfern, welche die Mission für die Kolonien bringt.

Den wichtigsten Gegenstand des Unterrichts in Missionschulen bildet natürlich die Religion. Man schließt sich dabei an den kleinen Katechismus und an die Biblische Geschichte an. Diese werden in der Regel in die Landessprache übersetzt. Wo es möglich ist, gibt man den Religionsunterricht auch in deutscher Sprache. Hauptgewicht legen viele Missionare, ähnlich wie in den ersten christlichen Jahrhunderten, auf die Biblische Geschichte, weil dieser Unterricht psychologischer ist, weil die Erzählung den Naturmenschen mehr anspricht als die abstrakten Katechismuslehren. Die biblischen Lektionen bilden in den Missionschulen nicht selten den ersten Stoff des Leseunterrichts, wie es ja früher auch in europäischen Schulen war. Die Geschichte Jesu bleibt der Schlüssel zur Erkenntnis des Heiles. Der Gottmensch ist das Urbild und Vorbild alles sittlichen Strebens. In den himmlischen Rahmen seines idealen Lebens läßt sich die gesamte christliche Glaubens- und Sittenlehre einfassen, die man dann am Schluß systematisch und übersichtlich im Anschluß an den Katechismus durchnimmt. Mit diesem Lehrverfahren dürften die Missionare am ehesten zum Ziele kommen. In den ältesten Zeiten wurde der christliche Unterricht meistens in vortragender Form erteilt. Augustinus (in seinem Buche *De catechizandis rudibus*) legt dabei besonderen Wert auf die Liebe, die Wärme und Freudigkeit, welche der Vortrag atmen müsse. Am Ende der geschichtlichen Darbietung sollen Ermahnungen für das praktische Leben angeschlossen werden.

Am Schlusse des Katechumenats wird natürlich wieder eine Prüfung vorgenommen, namentlich wenn ein eingeborener Katechist den Unterricht erteilt hat. Dabei verlangt man gewöhnlich, daß die Laufbewerber den Inhalt des kleinen Katechismus und der kleinen biblischen Geschichte, sowie die wichtigsten Gebete möglichst wörtlich auswendig wissen. Den Hauptwert aber wird man wohl darauf legen, daß sie durch ihr Leben im Katechumenat den Beweis der sittlichen Reife geliefert haben.

Die Leitung des alten Katechumenats lag dereinst in den Händen des Bischofs. Dieser erteilte vielfach selbst den Unterricht, wenigstens am Anfang und am Schluß des Katechumenats. Der dazwischenliegende Teil des Unterrichtes wurde dann einem Priester, einem Diakon, einem Kleriker oder auch, wenn die Zahl der Schüler zu groß wurde, einem eigens dazu ausgebildeten Laienlehrer übertragen. Heute hat der Missionar die Leitung. Ein sehr wichtiges Hilfskorps der Priester bilden dabei die sogen. eingeborenen Katechisten. Ohne sie ist auf einem weitausgedehnten Missionsgebiet einstweilen nicht auszukommen. Diese Katechisten, welche von der Mission bezahlt werden, gehen auch in die entferntliegenden Dörfer ihres Stammes, um dort für das Christentum zu wirken. Vielfach müssen sie ihren heidnischen Stammesgenossen, die ja nicht lesen und schreiben können, die Gebete und Wahrheiten unserer Religion so lange vorsprechen, bis diese dieselben auswendig wissen. Die notwendigsten Erklärungen werden in der Regel von den Patres selbst gegeben. Die Katechisten haben zugleich über das sittliche Leben der Katechumenen zu wachen und den Patres zu berichten. Sie können gewöhnlich nur Volksschulbildung zur Vorbereitung erhalten. Wie notwendig wäre aber eine gründliche geistige und sittliche Durchbildung! Bedenke man, auf welcher Stufe sie vor der Bekehrung gestanden, wie wenig Wissen und

Charakter sie von Hause mitgebracht haben! Diejenigen, welche mit Erfolg missionieren wollen, müssen ihren Stammesgenossen durch Wissen, vor allem aber durch ihr persönliches Leben Achtung abnötigen. Leicht können solche halbgebildete Neger, die längere Zeit von der Missionsstation getrennt leben, stolz und anspruchsvoll werden, oder sie verkommen wieder. Deshalb bedürfen sie häufiger Geisteserneuerung.

Ein Wort über Internate in den Missionsgebieten. In den meisten Missionen, namentlich in Asien und Ozeanien, gibt es besondere Anstalten für die Katechumenen. In Gegenden, welche sittlich ganz tief stehen, dürften sie durchaus angebracht sein zum Schutze der Taufbewerber und zu ihrer Gewöhnung an ein christliches Leben. Im übrigen gehen die Ansichten über ihre Zweckmäßigkeit, wenigstens für die Knaben auseinander. Die Internatschüler werden nach einem Berichte leicht unselbständig, unzufrieden, falsch, heuchlerisch, eingebildet und anmaßend. Am besten ist es, wenn die jungen Taufbewerber regelmäßig zu Haus mit ihren Eltern arbeiten, vorausgesetzt, daß diese und ihre etwaigen Vorgesetzten das Christentum nicht hassen oder schmähen und kein öffentlich unsittliches Leben führen. Viel besser urteilt man über die Nützlichkeit solcher Anstalten für die Mädchen. Die Mädchen in Heidenländern bedürfen mehr des Schutzes als die Knaben. Ihre Lage ist ja, wie die der Frauen überhaupt, zumeist eine menschenunwürdige. So wird von den Karolinen berichtet: „Die Knabenschulen gedeihen, während die Mädchenschulen einen harten Stand haben. Auf der Insel Jap z. B. besteht die Sitte, daß die Mädchen sich mit 12 oder 13 Jahren auf einige Monate in eine eigens dafür bestimmte Hütte, Pal genannt, zurückziehen müssen. Beim Verlassen dieser Einsamkeit sind die meisten verheiratet oder verdorben. Da bis jetzt alle Mädchen sich dem Gebrauche fügen müssen, können die Patres und Schwestern

wenig für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes tun“¹⁾. Es kommt vor, daß Fetischdienerinnen junge Mädchen durch Gewalt und List in unsittliche Orgien einführen und so die Seelen frühzeitig verderben. Doppelte Vorsicht ist demnach beim Frauengeschlecht angebracht bezüglich der Taufe. Im allgemeinen werden diejenigen Frauen zugelassen, welche nach dem Naturrechte die erste und rechtmäßige Gattin eines Heiden sind, ferner auch jene weiblichen Personen, die infolge ihres Alters oder ihrer Stellung unabhängig dastehen. Sind aber Mädchen einem Heiden versprochen, so werden sie nicht getauft.

Ähnliche Schwierigkeiten bestehen bezüglich der Taufe unmündiger Kinder. Die Sprößlinge heidnischer Abstammung werden in der Regel nicht eher getauft, bis sie hinreichend unterrichtet, im sittlichen Leben erstarkt und zur Selbstständigkeit gelangt sind. Ein Kind heidnischer Eltern z. B., das weit von der Missionsstation wohnt, wird nicht zur Taufe zugelassen, weil es zu sehr den heidnischen Lastern ausgesetzt ist. Es wird aber getauft, wenn es seinen Wohnsitz in der Missionsstation nimmt oder ein erwachsener Taufpate die notwendigen Garantien dafür übernehmen kann, daß das Kind ein christliches Leben führen wird.

C. Die Spendung der Taufe.

In apostolischer Zeit spendete man dieses Sakrament an jedem beliebigen Tage und zu jeder Stunde. Später wurden für die feierliche Taufe die Vortage (Vigilien) von Ostern, Pfingsten und Epiphanie bestimmt. In dringenden Fällen war es natürlich gestattet, die Taufe zu jeder anderen Zeit zu spenden. Als Ort der heiligen Handlung wählte man

¹⁾ Rath. Miss. 1910, S. 203.

zunächst verborgene Stellen an den Teichen, am Meere oder an Flüssen. Mit dem dritten christlichen Jahrhundert begann man besondere Taufkapellen am Eingang der Gotteshäuser zu errichten. Das äußere Zeichen bei der Taufe bestand in dreimaligem Untertauchen unter gleichzeitigem Aussprechen der Taufformel. In Ausnahmefällen wandte man Besprengung oder Abwaschung an. Die Spendung der Taufe an den genannten Vigiltagen war von sinnvollen, aufeinanderfolgenden Zeremonien umgeben, die sich ja noch in unserm heutigen Taufritus vereinigt finden. Spender der Taufe war der Bischof oder in seinem Auftrage ein Priester bezw. Diakon. Unmittelbar nach der Spendung empfangen die Neugetauften durch den Bischof das Sakrament der Firmung. Darauf legten sie weiße Kleider an, wohnten zum erstenmal dem heiligen Opfer bei, währenddessen sie auch die erste heilige Kommunion empfangen. Die nächsten acht Tage hindurch standen sie in ihren weißen Gewändern um den Altar, indes der Religionsunterricht in den sog. mystagogischen Katechesen zum Abschluß gebracht wurde.

In den heutigen Missionen pflegt man nach dem römischen Rituale zu taufen, sooft eine gewisse Zahl von Bewerbern für diesen Schritt reif ist. Auch bei Erwachsenen kann man den Ordo baptismi parvulorum anwenden. Sechs- bis acht-tägige Exerzitien leiten die Feier ein. Bei der letzten Prüfung verlangt man z. B.: Genügende Kenntnisse, eine reine Absicht, christlichen Lebenswandel, guten Ruf, Gehorsam gegen die Kirche und das Versprechen, wenn möglich, andere für das Christentum zu gewinnen. Vielsach spendet der Missionar das Sakrament auch heute noch an Tagen vor hohen Festen oder bei einem Besuche des Bischofs u. dergl. Wählt man das Fest selbst, so findet die Feier vor der heiligen Messe statt. Ort der heiligen Handlung ist die Stationshauptkirche oder eine Kapelle auf den Außenstationen oder,

wenn auch selten, das Schulhaus. Nach altchristlichem Vorbilde nimmt man zuweilen eine Stelle vor der Kirche, um zu zeigen, daß die Taufe erst den Eingang zum Heiligtum öffnet. Dieser Tag ist ein Freudentag. Manche Täuflinge erscheinen in weißen Kleidern, die Männer vielfach mit glattgeschorenem Haupte. Trommelwirbel und Glockengeläute tragen die Festesfreude weithin über Berg und Thal. Die Christen beglückwünschen ihre neuen Brüder; Verwandte machen Geschenke; ein Liebesmahl und ein Dankgottesdienst beschließen die Feier.

Wenn wir auf die kurz besprochenen Punkte zurückschauen, so verstehen wir, daß die Missionierung heute langsamer vor sich gehen muß als in den ersten christlichen Zeiten. Um so mehr sind die Männer zu bewundern, welche in heiliger Begeisterung sich selbst für die unsterblichen Seelen opfern, auf dem weiten Acker Christi unermüdlich pflanzen und begießen, beten, weinen und dulden. Die alte Afrikaburg verlangt einen hohen Blutzoll unter den Soldaten des irdischen wie des himmlischen Königs. Viele sind zukunftsfreudig ausgezogen, deren Gebeine heute Busch und Wüstenand bedekt. Ehre ihrem Andenken! Diese Saat, von Gott gesäet, wird zum Tage der vollen Garben reifen.





5. Kapitel.

Deutschlands Leistungen auf dem Gebiete der Heidenmission, besonders in Afrika.

Immerdar sind deutsche Glaubensboten hinausgegangen auf den Weg der Heiden, seit jenem Jahrhundert des Segens, da der strahlende Stern von Bethlehem über unserm Lande aufging. Heute sind sie besonders rührig. Haben sie sich doch über die ganze weite Welt verteilt¹⁾.

Vor 40 Jahren war der selbständige Anteil der deutschen Katholiken an der Heidenmission sehr gering. Und heute! Mit freudigem Stolz dürfen wir feststellen, daß in unserm

¹⁾ Eingehende statistische Mitteilungen über die deutschen katholischen Missionsvereine, über die in unsern Kolonien wirkenden katholischen wie evangelischen Genossenschaften, bzw. Gesellschaften und über deren Stand enthält mein Büchlein „Die Heidenmission. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien“. (Köln, Bachem 1911, 1 Mk.). — Zum Nachweis der Missionserfolge pflegt man in der Regel die Zahlen von Getauften, von Kommunikanten, von Schülern oder Katechumenen anzuführen. Es liegt hierbei die Gefahr vor, die religiöse Arbeit zu veräußerlichen, indem man mit möglichst hohen Ziffern prunken möchte, dabei aber die innere gründliche Ausbildung der Übertretenden vernachlässigt. Nur nach der Statistik das Arbeiten der Missionare zu beurteilen, wäre ebenso wenig zutreffend, wie wenn man das Wirken eines Geistlichen nur nach der Zahl der Kommunionen beurteilen wollte, die in seiner Pfarrei ausgeteilt werden. Aber deshalb ist die Statistik doch nicht unbeachtet zu lassen.

Vaterlande etwa 28 katholische Missionshäuser bestehen, 7 Ordensseminare und 12 Schwesternhäuser, wovon 5 eigentliche Missionshäuser sind. Diese Anstalten sandten im Jahre 1910 in 32 Heidenmissionen, die heute vollständig oder doch überwiegend von deutschen Kräften geleitet werden, über 60 Priester, etwa 50 Laienbrüder und 28 Schwestern. Sie verteilen sich auf Amerika, Afrika, Asien und die Südsee. Es wirkten in diesen Ländern um 1910 ungefähr 485 deutsche Priester, 286 Laienbrüder und 375 Schwestern. Aber auch in manchen anderen (internationalen) Missionen ist das deutsche Element sehr stark vertreten. Im ganzen dürfte die Zahl der im Ausland wirkenden deutschen Weltpriester und Ordensleute auf 2 bis 3000 zu schätzen sein. Die Geldopfer, welche die reichsdeutschen Katholiken jährlich für die Heidenmission aufbringen, hat man auf mehr als 4000 000 Mk. geschätzt. Namentlich die rege Beteiligung am Kindheit-Jesu-Verein mit 1½ Mill. Franken bedeutet eine ruhmvolle Tat für den deutschen Katholizismus. Überall reges Missionsinteresse. Raum ist Neukamerun für Deutschland eröffnet, so sind auch schon zwei katholische Missionsgesellschaften dort eingezogen, die Väter vom hl. Geist in Butika und die Priester vom hl. Herzen Jesu (aus Sittard) in Kumbo.

Evangelische Missionsgesellschaften gibt es in Deutschland 25 (ohne die Basler). Ihr Einkommen soll sich auf mehr als 10 Millionen Mk. belaufen, wovon über 2 Millionen auf den Missionsgebieten selbst aufgebracht werden. Die Zahl der Missionare wird auf 2083 geschätzt, die der eingeborenen Helfer auf 7674. Auch auf evangelischer Seite berichtet man von bedeutenden Fortschritten im Verhältnis zu früheren Jahren.

Welch große Verdienste haben sich die deutschen Missionare besonders um Afrika erworben! In den altchristlichen Zeiten besaß dieser Erdteil im Norden zahlreiche Kirchengemeinden.

Er bildete dort am lieblichen Gestade des Mittelmeeres einen blühenden Garten Gottes, in welchem große Heilige, wie Clemens von Alexandrien, Cyprian und Augustinus ihre weltgeschichtliche Wirksamkeit entfaltet haben. Aber die Fluten arianischer Vandalen und fanatischer Mohammedaner, die sich im 5. bzw. 8. Jahrhundert über diese Länder ergossen, schwemmten vielfach selbst die Lebenskeime des Christentums hinweg, und nur kümmerliche verborgene Reste konnten sich bis in die Neuzeit retten. Erst mit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen im 15. Jahrhundert begann das Kreuz wieder seine Eroberungszüge im schwarzen Erdteil; aber es waren vielfach andere Länderstriche, in denen es seine milde Herrschaft auszuüben suchte. Die Mündungen des Kongo und Sambesi wurden die bevorzugten Heimstätten der Glaubensboten. Leider brachte die Zeit der Aufklärung auch hier einen gewaltigen Rückschlag, der fast hundert Jahre dauerte. Die neuzeitliche Erntezeit für die katholische Kirche in Afrika setzte mit dem Jahre 1841 ein, da die Väter vom Heiligen Geist die Steppen und Wüsten betraten. Immer zahlreichere Arbeiter schlossen sich diesen Pionieren Christi an, und heute wirken auf dem riesigen Erntefelde etwa 24 Missionsgesellschaften. Zwar sind noch ganze Gebiete zu haben in der Größe von Königreichen, aber immer enger schließen sich die Missionsposten aneinander. Afrika zählt bei einer Einwohnerzahl von etwa 125 Millionen ungefähr 1432239 Katholiken. Die meisten sind in den letzten Jahrzehnten bekehrt worden. Die Zahl der Missionare hat man auf 2225 Priester (30 eingeborene) und über 10000 Missionsgehilfen (Laienbrüder, Schwestern, Katechisten) berechnet. Diese verteilen sich auf etwa 4000 Missionsstationen. Es erfüllt sich also, was der berühmte Missionar Livingstone schon um 1852 über den schwarzen Erdteil schrieb¹⁾:

¹⁾ Vgl. Evangel. Missions-Magazin, 3. Heft, 1913, Basel.

„Unser Werk und unsere Frucht häuft sich an. Wir arbeiten einem andern Zustand der Dinge entgegen. Künftige Missionare werden durch Befehrungen für jede Predigt belohnt werden. Wir sind ihre Pioniere und Gehilfen. Mögen sie die Wächter in der Nacht nicht vergessen, uns, die da arbeiteten, als alles in Dämmerung lag und noch keine Aussicht auf erfolgreiche Befehrungen unsern Pfad erhellte.“

Eine stattliche Zahl von jenen Glaubensboten und Befehrten weisen die deutschen Kolonien Afrikas auf, etwa 300 Priester nämlich und 1800 Missionshelfer. Katholischerseits wirken fast nur Deutsche auf deutschem Kolonialgrund, während die evangelischen Missionen daselbst vielfach englisch-amerikanischen Gesellschaften angehören. Der Erfolg der katholischen Mission zeigt sich darin, daß sie etwa 89 000 Befehrte aufweisen. In dieser Hinsicht sind sie den evangelischen Kolonialmissionen überlegen, während auf dem Schulgebiete die evangelischen einen Vorsprung haben. Man bedenke aber, daß alle Tätigkeit der Katholiken vollständig deutsches Gepräge trägt, was bei den Andersgläubigen nicht der Fall ist.





Schluß.

So ist schon viel geschehen für „Jungdeutschland“ jenseits der Meere, wie wir gesehen haben. Wo es vorher finster, öde und tot war, wo endloser Urwald in unheimlichem Schweigen schauerte, wo der nackte Wilde unmenschlichen Leidenschaften fröhnte, blühen jetzt Gefilde des Segens, weite, liebliche Oasen in der Wüste mit Brunnen des Heiles und Palmen des Friedens. Aber noch vieles bleibt zu tun, ehe Neudeutschland dem Mutterlande würdig an die Seite gestellt werden kann. Noch vieles bleibt zu tun, ehe sich das deutsche Wesen in der Welt den ihm gebührenden Platz erobert haben wird.

Über dem Jahre 1913 steht strahlend das Kreuz Christi. Vor 1600 Jahren triumphierte dieses himmlische Zeichen über heidnischen Irr- und Aberglauben. Wird es auch jetzt siegen? Kriegsgerüchte schwirren durch die Welt und halten die Völker in Spannung. Man spricht von großen Umwälzungen unter den Staaten, die nach alten Weissagungen gerade in diesem verhängnisvollen Jahre vor sich gehen sollen. „Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ „Unerforschlich sind seine Wege, tausend Jahre vor ihm wie ein Tag.“ Welche Folgen aber würde, menschlich berechnet ein Krieg unter den christlichen Völkern nach sich ziehen? Die Mohammedaner wie die Heiden, die Hindus wie die Chinesen und Japaner würden sich dessen freuen und in ihrer Art erstarken. Die Vertiefung des Gefühls der innersten Zusammengehörigkeit der christlichen Nationen auf allen

Gebieten menschlichen Schaffens, namentlich aber die christliche Mission im Innern wie nach außen würde unermesslichen Schaden erleiden. Was uns Jesus vor allem brachte, ist Liebe. Viele glauben vielleicht, es sei leicht zu lieben im Sinne des Welterlösers und diese Liebe zu betätigen. Die Erfahrung aber lehrt, wie schwer das ist, ja das Schwerste vielleicht, was es gibt. Erst wenn wahre christliche Liebe alle Völker erfüllt und regiert, können wir sagen: „Christus herrscht“. In diesem Geiste hat unser Kaiser das Reichsschwert zwar in der Scheide gelassen, es aber keineswegs rosten lassen.

Über Jungdeutschland jenseits der Meere leuchtet friedlich das Himmelsgestirn des südlichen Kreuzes. Möge es auch diesmal wieder siegen zum Wohle der Kirche und unseres Vaterlandes!

„Viele Völker werden hingehen und sagen: Lasset uns hinaufsteigen zum Berge des Herrn; er soll uns seine Wege lehren und wir wollen wandeln auf seinen Pfaden; denn von Sion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem. Er wird Recht sprechen unter den Völkern und viele Nationen strafen; und sie werden ihre Schwerter umschmieden in Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln.“ (Is. 2, 3).

„Komm, Herr Jesu“! „Ja, ich komme bald“!

(Offb. 22, 20.)



G. P. Uderholz

und kann durch alle

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna
Im. E. Smółki w Opolu

nl inv. :

78125

Syg. :

ZBIORY SLASKIE

Missionstunde

Eine Forderung neuzeitlicher Pädagogik.

Mit ausgeführten methodischen Beispielen.

Von

Prof. Dr. theol. Herm. Ditscheld,

Religionslehrer in Coblenz.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Kl. 8^o. 76 S. Preis 80 Pfennige.

Vorliegende Schrift eines Fachmannes behandelt die Beziehungen, welche die **Missionstunde** mit Kirche, Vereinshaus und Schule verbindet, in umfassender und geschickter Weise, wobei auch die diesbezüglichen pädagogischen Bestrebungen Andersgläubiger eine vornehme, sachliche Berücksichtigung finden. Sehr wertvoll macht die Schrift auch der Anhang mit stimmungsvollen, ausgeführten **methodischen Beispielen**. Die **Missionstunde** ist nicht nur theoretisch behandelt, sondern es wird darin gezeigt, wie dieselbe praktisch wirksam und fruchtbar gemacht werden kann. :: :: ::

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

7812 \$



001-007812-00-0